

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Sagen-Kränzlein aus Tirol

Meyer, Martin

Innsbruck, 1884

Vintschgauer-Sagen

Vintsehgauer - Sagen.



Martin Meyer pinx^t

Lichtdruck. v. A. Grall.

Der Allerseelen-Reiter.

Auf einer waldigen, die Gegend auf und nieder weithin beherrschenden Anhöhe, oberhalb dem Dörfchen Morter, hart am Eingange in das wilde Martellthal, ragen die malerischen Ruinen der Burg Montani in die Lüfte, deren wettergebräunte, ephenumspinnene Mauern mit ihren Pfeilern und Spitzbogen, und den massigen Ecktürmen wie ein riesiger Denkstein aus uralter grauer Zeit in die Gegenwart herunter starren.

Noch vor wenigen Dezennien war das Schloß von einer freiherrlichen Familie, den letzten Besitzern desselben, bewohnt; nun aber, eines schirmenden Daches beraubt, haufen die Wetter des Himmels in seinen verödeten Räumen und der lichtscheue Uhu hat seinen Wohnsitz darin aufgeschlagen.

Einsam ist es auf dieser Höhe und elegische Ruhe herrscht in den dämmerigen Hallen und Gelassen des weitläufigen Gebäudes, dessen verwittertes Mauerwerk wie in tiefen Traum versunken scheint. Nur das Summen der Bienen oder der Klage-ton des Heimchens unterbricht die lautlose Stille.

Wenn der Tag aber zur Neige geht und der Dämmerung Schatten über das Thal sich breiten, oben nur mehr die Zinnen und Thürme der Burg im Golde der sinkenden Sonne erglänzen, wenn die Abendluft mit leisem Flügelschlage durch die Wipfel der Föhren rauscht und ferne, ferne her der Abeglocke frommer Ton zur Andacht mahnt, dann weilt Frau Mythe sinnend unter dem mächtigen Hollunderstrauche, der das Burgthor hütet, mit leiser kaum vernehmbarer Stimme ihr Lied anstimmend aus längst entschwundenen Tagen. Die Ansel oben im Gezweige der Bäume erlauscht es und trägt es weiter nach den einschichtigen Höfen und Ansitzen der Bergler, und Großmütterchen erfreut dann wieder die lauschenden Enkelkinder mit der seltsamen wunderlichen Mähre.

Alt, uralt ist das Schloß, und wie die Sage berichtet, wurde es von einem vornehmen Kriegsmanne erbaut, der mit seinen Söhnen und einem bildschönen Töchterlein, mit Roß und Mann, Hab' und Gut aus dem fernen Süden in diese unwirthliche Gegend gekommen war und sich dieselbe zum bleibenden Aufenthalte erwählt hatte.

Es mochte wohl einer von jenen Gothenführern gewesen sein, die nach ihres großen Königs Tode und seines Reiches Niedergang sich nach allen Richtungen der Windrose zerstreut, und theils freiwillig, theils von feindlichen Schaaren bedrängt, in den fast unzugänglichen Thälern und Schluchten dieser Berge ein Asyl gesucht und gefunden hatten.

Dede und unwirthlich war es da in weiter Runde. Dichtes, fast undurchbringliches Gestrüppe bedeckte die Ebene, nur da und dort von einem Sumpfe oder tiefen Moraste unterbrochen, dem in heißen Sommertagen eine tödtliche Fieberluft entströmte, und worin es von Molchen und giftigem Gewürme wimmelte. Nirgends, so weit das Auge reichte, der aufsteigende Rauch eines traulichen Herdfeuers aus menschlichen Wohnstätten, kein frommer Glockenton drang an das Ohr. Nur das Geheul der Wölfe und andern Raubgethiers ließ zu nächt'ger Stunde sich vernehmen.

Oben auf der Höhe des Schlosses war es fast noch düsterer und einsamer. Da konnte man nur Zwiesprache halten mit dem tosenden Wildbache, der aus der engen Thalschlucht hervorbrechend, am Fuße des Schloßberges vorüber eilte; mit den Winden, die von den Kuppen der Schneeberge herab durch die dunklen Wipfel der Bäume rauschten, oder mit dem Adler, der hoch in den Lüften nach Beute spähend, seinen heißern Schrei vernehmen ließ.

Die Burg selbst war von gewaltigem Umfange und mit allem ausgestattet, was zur Sicherheit und Bequemlichkeit ihrer Bewohnuer dienen konnte.

Ueber geräumigen Verliesen und tief in den Felsen gegrabenen Kellerräumen erhoben sich zu schwindelnder Höhe emporsteigend die massiven klasterdicken Mauern mit ihren Brustwehren und Flankenthürmen, stattliche Säle und wohnliche Gemächer in sich bergend. Auch eine würdig ausgestattete Kapelle fehlte nicht, mit dem

Bildnisse des gekreuzigten Heilandes, welches der Burgherr aus dem fernen Südlände mitgebracht hatte und als das Werk eines berühmten romanischen Malers hoch in Ehren hielt, ihm selbst eine wunderthätige Wirkung zuschreibend.

Von außen umgaben das Schloß nach allen Seiten hin Vorwerke mit Zinnen und Schießscharten und ein breiter, tiefer Graben, über welchen eine einzige Zugbrücke zu dem eisenbeschlagenen, doppelt und dreifach verwahrten Burgthore führte.

Al' das mochte in jener rohen gewaltthätigen Zeit, wo nur das Recht des Stärkern galt und das Land von abenteuernden kriegerischen Schaaren, von Verfolgern und Verfolgten unsicher gemacht wurde, durch weise Vorsicht geboten gewesen sein. Der Burgherr ließ es sich damit aber nicht genügen; sein von Natur verschlossenes mißtrauisches Wesen wurde in der Abgeschiedenheit dieses Aufenthalts noch schroffer und menschen scheuer. Er hatte allen gastlichen Sinn aus seiner Brust verbannt und das Thor seines Schlosses blieb jedem wie immer gearteten Besuche fest verschlossen.

Des Alten Töchterlein, nun zur blühenden Jungfrau herangereift, machte ihrer römischen Mutter, die wohl ein Weib von großer Schönheit gewesen sein mochte, alle Ehre.

Von tadellosem Ebenmaße war ihre hohe schlanke Gestalt, und aus dem antiken, von süppigem Rabenlocke umschatteten Antlize leuchteten, mitternächtigen Sternen gleich, ein Paar stolzer südländischer Glutaugen.

Wie ihre Erscheinung zeigte auch ihr Wesen, ganz im Gegensatz zu der rauhen verschlossenen Weise des Vaters und der Brüder, südlüche Blut und Beweglichkeit, und schwer war es, dem Zauber ihrer Numuth zu widerstehen.

Ihrem stürmischen Blute waren die Räume der Burg zu enge, es trieb sie hinaus in die weite freie Gottesnatur, und wenn der Alte finster brütend in seiner Kemenate saß, oder gemessenen Schrittes die endlosen Gänge des Schlosses auf und nieder wandelte, wenn Brüder und Gesinde in Hof und Stall beschäftigt waren, dann jagte sie, nur von ihrer treuen Dogge begleitet, hoch zu Roß, den Falken auf der Hand, den steilen Schloßhügel hinunter, durch Busch und Dorn, Schilf und Moor die Spur des flüchtigen Wildes verfolgend, oder sie wanderte wohl gar hinauf zu den schneeigen Ruppen der Hochgebirge, vom schroffen Fels das Edelweiß und die duftende Murikel brechend, womit sie ihr dunkles Lockenhaar bekränzte.

Eines Abends, der Sommer war längst zur Reize gegangen, und der Herbstwind fegte von den beschneiten Firnen der Gletscher mit frost'gem Hauche über die Giebel der Burg, kehrte die Jungfrau zu später, fast nächtiger Stunde von ihrem Ausfluge heim. Wohl Ungewöhnliches mochte ihr im Walde unten begegnet sein, ihre Wangen flammten, ihr Auge blitzte, und mit stürmischem Ungeflume warf sie sich von dem schaumbedeckten, schweißtriefenden Renner und eilte hinauf in das Wohngemach, wo Vater, Brüder und Gesinde schon beim Vesperbrode um das wärmende Kaminfeuer sich

versammelt hatten. Niemand schien der Angekommenen zu achten, die sich ermüdet von dem scharfen Ritte mit hochklopfendem Busen in eine Ecke kauerte, denn Alle lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit der Rede eines ergrauten Dieners, der von einer Rundschäftsreise in das untere Etschthal heimgekehrt, schreckhafte Dinge zu berichten wußte von einer großen Schlacht, die in den oberitalischen Ebenen, unter den Mauern Verona's geschlagen worden sei, und wie es nun aller Orten von flüchtigen und verfolgenden Schaaren wimmle, und die weite Landschaft nächtlicher Weile erhellt gewesen wäre vom Feuerschein der brennenden Dörfer und Höfe.

„Wer waren die Besiegten und wer die Sieger?“ forschte der Alte in sichtlichlicher Unruhe. „Unsere tapfern Brüder unterlagen nach langem verzweifelttem Kampfe der Welschen List und Uebermacht,“ entgegnete der Befragte mit einem tiefen Seufzer, „und jetzt folgen ihnen die Feinde bis in diese Berge und sind ihnen aller Orten an den Fersen.“

Unmuthig schüttelte der Burgherr das greise Haupt zu dieser Mähre und murrte: „Das ist schlimme Botenschaft! Wir werden uns vor Freunden und Feinden zu sichern haben, vor den lieben Brüdern nicht minder, als vor ihren Widersachern“. Finster sahen die Söhne vor sich hin, die Rede des Alten mochte ihnen nicht zu Sinne stehen; aus der Jungfrau Augen blitzte aber ein eigenthümliches Feuer, und sich rasch von ihrem Sitze erhebend, warf sie scherzend hin: „Ei! kãm' so ein schmucker, goldlockiger Knab', Einlaß heischend, vor unser Schloß,

würdest Du ihn wohl ungestaltlich von der Thüre weisen?!" Ohne des Vaters strengen zurechtweisenden Blick zu beachten, verließ sie die Stube; der Alte befahl aber, daß fortan strenge Wache gehalten werden solle und niemand ohne sein Wissen oder gegen seinen Willen die Burg betreten oder verlassen möge.

Seit jenem Abende war des Fräuleins ganzes Wesen verändert; ihr froher Muth war dahin, tiefsinnig und träumerisch schlich sie umher, und der Jugend Frische wich von ihren Wangen.

Stundenlang weilte sie einsam auf der höchsten Warte des Thurmes, sehnsüchtig ausschauend nach dem Thale und den dämmernden Wäldern zu ihren Füßen, und manche Thräne schlich sich aus ihren Augen und rollte über das liebliche Antlitz herab.

Was sie erhoffte, was sie mit ungestümen Sehnen erwartete, wer mochte es ahnen — wer konnte es wissen!

So waren die letzten Oktobertage herangekommen, die Zeit, wo das Laub von den Bäumen fällt und die Natur sich in ihr Sterbekleid zu hüllen beginnt. In der Tiefe unten dämmerte es bereits und die Berge breiteten ihre Schatten über das Thal, oben leuchtete aber noch mild und golden die herbstliche Sonne über Giebel und Mauern in den geräumigen Burgzwinger herein. Brüder und Gesinde waren beschäftigt eine Brustwehr auszubessern, und der Alte stand unterweisend und anordnend an ihrer Seite, während die Jungfrau still und in sich gekehrt seitwärts an einer Mauerzinne

lehnte und ihre Blicke hinunter schweifen ließ nach den dunkelnden Gefilden.

Da ward die Glocke gezogen.

Ein braun Zigeunerweib stand vor dem Thore und bat mit flehentlicher Geberde um Einlaß.

„Seht Euch vor, daß sie allein sei, dann mag sie kommen,“ sagte der Schloßherr, „vielleicht bringt sie uns weitere Kunde aus dem Thale“.

Mit der diesem Volksstamme eigenen Ueberschwenglichkeit warf sich die Angekommene dem Ritter zu Füßen, küßte sein Gewand und konnte kein Ende finden, seine Güte und Mildherzigkeit zu preisen.

„Du bist nicht allein in dies Revier gekommen“, forschte dieser, sie mit einem strengen Blicke musternd, „wo sind deine Gefährten geblieben?“

„Alle, alle bis zum letzten Kindlein herab sind sie erschlagen von diesen verruchten Welschen!“ jammerte das Weib und rang verzweiflungsvoll die Hände; „ich allein habe das nackte Leben gerettet. Hierbei geberdete sie sich gleich einer Wahnwitzigen, zerschlug sich mit den Fäusten die Brust und raufte sich das wirre Haar aus dem Kopfe.“

Mitleidig war das Fräulein näher getreten, die Bedauernswerthe auffordernd, ihr in das obere Gelasse zu folgen, um sie mit einiger Stärkung und wärmenden Kleidern versorgen zu können. Raun sah sich dieselbe aber allein mit ihr, als sie die Jungfrau ungestüm am Arme faßte und ihr hastig einige Worte in das Ohr flüsterte.

Sichtlich überrascht und erschrocken schaute diese nach allen Seiten aus, ob wohl kein Zeuge in der Nähe, dann zog sie das Weib hinein in ihre Kämmerate und verkehrte lange, lange mit ihr in großer Heimlichkeit.

Wohl bewirthe't und reich beschenkt verließ die heimliche Botschafterin die Burg und die Jungfrau sah ihr von des Schlosses Binnen nach, bis ihre abenteuerliche Gestalt in den Schatten des Waldes unten verschwunden war. Als sie wieder in den Burgzwinger zurückkehrte, leuchteten ihre Augen in erhöhtem Glanze und ein Lächeln stolzer Befriedigung umspielte ihren Mund.

Wieder war ein Tag zur Neige gegangen und unzählige Male war das Fräulein zu den Binnen des Thurmes hinauf gestiegen, um mit wachsender Ungebuld nach dem Thale auszuspähen, bis der späte Abend Alle wieder um das lustig flackernde Kaminfeuer versammelt hatte.

Da ließ sich plötzlich Pferdegewieher und laut dröhnender Hufschlag vernehmen, und Alle erhoben sich und eilten auf die Brustwehr über dem Thore, um zu sehen, wer die späten Gäste wären.

Es war ein reißiger Trupp, der in großer Eile den Schloßhügel heraufgesprängt kam und nun vor der aufgezogenen Brücke hielt.

Der Führer, ein hochgewachsener Jüngling von edlem Anstande, den die kostbare Rüstung und der goldbeschlagene hellglitzernde Stahlhelm mit den mächtigen Adlerschwingen als einen vornehmen Krieger kenntlich

machten, war mit einem Sage vom schäumenden Rappen gesprungen und schritt mit edlem Anstande bis hart an den Graben vor, der ihm die Annäherung zum Thore wehrte.

Die Reiter, mit Einschluß ihres jugendlichen Führers, sieben in der Zahl, waren derbe reckenhafte Kriegergestalten mit ernstern, sonnengebräunten Gesichtern und von überaus kühner entschlossener Haltung. Muth und kriegerisches Feuer blitzte aus ihren Augen.

„Wir kommen Einlaß heischend in dringender Gefahr des Todes!“ rief der jugendliche Held mit heller wohlklingender Stimme, den greisen Burgherrn fest in's Auge fassend, „öffne ohne Säumen, denn die Feinde in zwanzigfacher Uebersahl sind uns hart an den Fersen.“

Leuchtenden Blickes sah das Fräulein auf den herrlichen Jüngling nieder, und auch die Brüder schienen großes Gefallen an ihm zu finden, der Alte schüttelte aber mürrisch das Haupt und entgegnete:

„Ich öffne in solcher Zeit keinem wehrhaften Manne und wäre er meines leiblichen Bruders Sohn die Thore meines Schlosses. Du allein, ohne Wehr und Waffen, magst eintreten und Gastrecht bei mir finden, deine Gefährten weise ich zurück.“

Eine tiefe Bornesröthe überflog des Jünglings Antlitz bei dieser schnöden Rede, und sichtliche Mühe kostete es ihm, seiner Erregung Herr zu werden.

„Du bist uns'res Stammes,“ rief er, und weißt, daß keiner uns'rer Krieger sein Schwert lebend aus den Händen gibt!“

„So fahr't mit Gott und gehabt Euch wohl!“ war des Alten kurz gebundene Antwort, womit er der reisigen Schaar und ihrem Führer den Rücken kehrte.

Ein drohender Anruf hielt ihn jedoch zurück.

Einer aus der Schaar, ein eisgrauer Krieger von riesenhaftem Wuchse mit schneeigem Haar und Bartgelocke, hieb mit einem einzigen Streiche seiner mächtigen Streitart die eiserne Kette der Zugbrücke entzwei, daß diese rasselnd niederfiel; darauf ritt er hart an's Thor heran, einen derben Span heraus sich hauend, den er auf seinem Eisenhut befestigte.

„Du hast den Bluteid un'sres Volkes geschworen!“ rief er mit zornbebender Stimme, indem er drohend die eisengepanzerte Rechte gegen ihn ausstreckte, „willst Du deinen Eid brechen und das Blut deiner Brüder auf deine meineidige Seele laden!“

Finster und in sich gekehrt, wie im Widerstreite mit sich selbst, starrte der Alte vor sich hin. „Ich bin ein Christ,“ murrte er, „und habe als solcher mit eurem Bluteide nichts mehr zu schaffen.“

Schweigend hatten die Söhne dem Auftritte beigewohnt, aus ihren mißbilligenden Mienen konnte man aber entnehmen, daß ihnen des Vaters Christenthum nicht recht zu Sinne stehen mochte; die Jungfrau trat aber rasch und mit kühnem Entschlusse vor ihn hin und sagte mit fester Stimme:

„Du willst dem Jünglinge und seinen Getreuen Gastrecht weigern? Wohlan, so wisse denn, daß er der

Erkohlrene meines Herzens ist, dem ich zu eigen bin im Leben und im Tode?“

Ein feuriger Blick der Liebe und des Dankes lohnte der kühnen Sprecherin, der Alte blieb aber starr und unbeugsam bei seinem Entschlusse und würdigte die tapfere Schaar und ihren Führer keines weitem Wortes mehr.

„Nun wohl,“ rief dieser mit mächtiger, laut dröhnender Stimme, „Du verlangst, daß ich von meinen Gefährten, von meiner Wehr mich trenne, lieber den hundertfachen Tod! So nehme ich denn das Herz deines Kindes mit mir, mein ist es im Leben und im Sterben!“

Mit einem Sprunge saß er wieder im Sattel und fort ging es im saufenden Fluge den Schloßberg hinunter, der Richtung zu, wo heute das Dörfchen Morter liegt.

Lange war die Jungfrau allein auf dem Mauerfranze oben zurückgeblieben, sich sinnend über die Brustwehr beugend und die Reiterschaar mit ihren Blicken verfolgend, bis ihre blinkenden Helme im Dunkel der Dämmerung verschwunden waren.

Dann eilte sie in ihre Kammer und war für Niemanden mehr zu sehen.

Finstere Nacht hatte sich über das Thal und die mächtigen Thürme und Giebel der Burg gelagert, deren Bewohner der erquickende Schlaf floh. Immer und immer mußten sie des schönen Jünglings und seiner tapfern Genossen gedenken, die der Alte so rauh und

ungastlich von der Schwelle seines Hauses gewiesen und jetzt in Noth und Gefahr verzweifelnd umherirrten. Die Bornesworte des greisen Kriegers dröhnten ihnen wie ein schwerer vernichtender Fluch in den Ohren.

Da plötzlich drang Schwertergeklirr und wilder Kampfruf aus der Tiefe des Thales herauf, und immer lauter und dräuender wurde das Getöse, bis es endlich gegen Mitternacht allmählig verstummte und der Stille des Grabes wich.

Am frühen Morgen wollten die Brüder nach der Schwester sehen, denn sie ahnten schweres Unglück.

Weit geöffnet fanden sie die Kammer; die Jungfrau war verschwunden, im ganzen Schlosse war keine Spur mehr von ihr zu entdecken.

Da begann auch des Alten so starrer Sinn sich zu erweichen und nieder stieg er mit den Söhnen nach der Tiefe des Thales, die Vermißte aufzusuchen.

Lange irrten sie kreuz und quer durch den wilden Forst, da endlich stießen sie auf eine Waldeslichtung — das nächtige Kampfgefilde: Gebettet auf einem Berge von Feindesleichen, aus hundert Wunden blutend, lagen da die entseelten Körper der tapfern Kriegerschaar, in ihrer Mitte der schöne Heldenjüngling und die Jungfrau, die ihm Treue geschworen im Leben und im Tode.

Tief ergriffen und erschüttert gruben sie den Gefallenen ein weites tiefes Grab an derselben Stelle, damit sie, die sich im Leben nicht trennen mochten, auch im Tode vereinigt blieben.

Ein einfacher Kranz aus Zweigen der Edeltanne schmückte ihre Ruhestätte am Tage Aller Seelen.

Ein Jahr war herum gegangen, und nur Wenige im Schlosse gedachten noch der Schläfer unten im stillen einsamen Waldesgrunde.

Trüb und regnerisch war der Oktober zu Ende gegangen, ein eifiger Wind blies von den frisch beschneiten Eisfeldern der Bedretta herunter durch das Thal und entführte die letzten vergilbten Blätter von den Bäumen.

Der Alte mit seinen Söhnen und Dienern saß wieder am Kaminfeuer; tief gefurcht war seine Stirne und das Antlitz fahl und eingefallen. Auch die Söhne waren noch ernster und einsilbiger als vorhin, ein düsterer Geist verscheuchte jede frohere Regung.

Da dröhnte wieder Rosseshufschlag den Schloßweg herauf und drei mächtige Schläge donnerten an die Pforte, daß die gewaltigen Mauern der Burg in ihren Grundvesten erzitterten.

Erschrocken sprangen Alle auf und eilten hinunter an das Thor, dessen Flügel weit aufgerissen standen. Draußen hielt auf pechschwarzem schraubenden Rosse ein Reiter von riesigem Wuchse, hob die stahlgewappnete Rechte empor und rief mit dumpfer Grabesstimme:

„Ich komme Sühne zu heischen für den Bluteid, den Du gebrochen, als Du uns Gastrecht versagtest in höchster Noth und Bedrängniß. Die Acht und Aberacht sie treffe Dich sammt den Deinen!“

Damit wandte er sein Roß und verschwand in Nacht und Nebel.

Bald darauf erkrankte einer der Söhne und schied aus dem Leben.

Jedes Jahr zur selben Zeit hielt der gespenstige Reiter seine Einkehr in dem Schlosse und jedesmal sank ein Glied des Hauses in die Grube, bis sie endlich auch als den letzten den greisen tiefgebeugten Burgherrn aufnahm.

* * *

Anderer Geschlechter traten in den Besitz des Schlosses. Der gespenstige Reiter ließ sich aber zur Zeit, wo die gelben Blätter auf die Gräber fallen, ab und zu noch sehen und jedermann im Schlosse erschrak über sein Erscheinen, welches fast immer einen Todesfall oder sonst ein Unglück im Gefolge hatte.

Jetzt noch wissen die alten Leute der Gegend von dem „Allerseelenreiter“ zu erzählen, der zu gewissen Zeiten in nächtiger Stunde einsame Wanderer schreckte, die ihr Beruf am Gräberhügel der gefallenen Krieger vorüberführt.



Die Stadt im Eis und der irrende Jäger.

An den dunklen Gewässern des Rescher Sees unweit dem Dorfe Graun steht ein uralter Bauernhof, der, wie eine Inschrift an der Außenseite des Hauses besagt, schon im vierzehnten Jahrhunderte renovirt wurde und später dem Abraham Steigerwalder angehörte, welcher großen Besizthum im Wintschgau hatte.

Dieser Hof, Arlund genannt, mochte wohl von den ersten Ansiedlern erbaut worden sein, welche sich in grauer Vorzeit in diesem rauhen Gebirgsthale niedergelassen hatten.

Die Gegend hier ist äußerst wild und romantisch, und trägt den Stempel einer großartigen Alpennatur; durch die sich öffnenden Spalten des Langtauferey Thales, durch welche sich tobend und schäumend die Gewässer des Karlinbaches ergießen, ragen die bläulichen Zinken der Dektthaler Gletscher hervor und im Hintergrunde dämmert die Wildseispitze als ein gewaltiges Riesengebilde in die Lüfte.

Genau an jener Stelle, die jetzt der Hochvernagdferner mit seinen Massen ewigen Schnees überdeckt, soll,

wie die Sage berichtet, dereinst eine große, prachtvolle Stadt gestanden haben, Tannanä genannt.

Auf einer weiten, üppig grünenden Hochebene, welche nur im Norden von den steil abfallenden Kristallwänden der Dektthaler Gletscher, im Süden aber von sanften annuthigen Rebhügeln begrenzt war, ragten stolz und gebieterisch ihre kolossalen Mauern und Thürme empor, die aus schneeweißem Schlanderjer Marmor gebaut waren und mit ihren vergoldeten Thoren und Zinnen die Macht und den Reichthum ihrer Bewohner verkündeten. Diese waren jedoch ein in allen Lastern und Gräueln des Heidenthums versunkenes Volk und von einem Könige, wild und gewaltthätig wie sie selber, beherrscht, führten sie, wie einst die verworfenen Sodomiten, ein wüstes, abscheuliches Leben.

Auf Arlund hingegen hauste zur selben Zeit ein frommer, gottesfürchtiger Bauer, der sammt seiner Familie und seinem zahlreichen Gesinde mit ganzer Seele der jungen christlichen Glaubenslehre anhing. Des Himmels Segen waltete darum auch sichtbar über seinem Hause, wackere Söhne und Töchter waren ihm zu kräftiger Stütze herangewachsen und so gastlich auch seine Schwelle allen Hilfesuchenden und Nothleidenden offen stand, wuchs doch sein Besitzthum von Jahr zu Jahr, seine Heerden mehrten sich und die Saaten trugen ihm stets reichliche Ernte.

Da erschienen eines Tages seltsame Gäste auf dem Hofe. Es war ein alter Harfner mit seiner Tochter, welche von einer Pilgerreise nach Palästina in ihre

Heimat zurückkehrten und Imbiß und Obdach heischten für die Nacht.

Der Alte war ein Greis von hoher ehrfurchtgebietender Gestalt und um sein edles ausdrucksvolles Gesicht, das der Spiegel erhabenster Weisheit und Frömmigkeit war, wallte der fast hundertjährige Schnee seines Bart- und Haargelockes.

Die Tochter glich mit ihrem jugendlichem, kindlich reinem Engelsantlitz, um das wie ein Heiligenschein das reiche goldene Wellenhaar sich wob, dem Bilde der heiligen Jungfrau, wie es in höchster Vollendung hervorging unter Raphael Sanzio's Zauberpinsel.

Mit hoher Begeisterung sangen die Beiden den frommen Bewohnern des Hauses ihre Lieder vor von den Wundern des heiligen Landes, und Jung und Alt tauschte mit Entzücken dem herrlichen Gesange der Jungfrau und dem hinreißenden Saitenspiele des alten Mannes.

Als das Paar mit dem Grauen des Tages Abschied nahm, sanken die schlichten Gebirgsleute den Pilgrimen zu Füßen, küßten den Saum von ihren Gewändern und bestürmten sie, noch länger unter ihrem Dache zu verweilen; doch der Greis erwiderte mit fester Stimme: „Wir müssen heute noch hinauf nach Tannanä, um dem gottlosen Volke dort oben Worte des Heiles, der Buße und Veröhnung zu verkünden, ehe es zu spät wird und die Garben ihrer Sünden reifen.“

Dieser Entschluß stimmte den Arlunder und seine Angehörigen sehr trübe, denn sie kannten die Verworfenheit jenes Volkes und seines Herrschers und es bangte

ihnen um das Leben des edlen Paares; als der Greis aber unerschütterlich in seinem Entschlusse verharrte, erbot sich des Arlunders ältester Sohn, ein kühner, kräftiger Jüngling, der als Gemensschütze wohl bekannt war mit allen Pfaden des Gebirges, sie bis an die Thore der Stadt zu begleiten, was die Pilgrime auch mit herzlichem Danke annahmen.

Wohl war der Weg durch das wilde Langtauferer Thal ein sehr rauher und beschwerlicher und gar häufig stranchelte der zarten Jungfrau Fuß, und ihre Kräfte drohten ihr den Dienst zu versagen; kein Wunder also, wenn sie sich gerne und willig auf den stattlichen Jüngling stützte, der ihr freundlich seinen starken Arm bot und auf alle mögliche Weise seine Theilnahme für sie verrieth. In dem unverdorbenen Herzen des Jünglings erwachte aber an der Seite dieses holden Wesens Gefühle, die ihm ganz neu und unbekannt waren und der glühende Wunsch, die herrliche Jungfrau sein eigen zu nennen, zog mit dem reinen Thau der ersten Liebe in seinen Busen ein und entfaltete die schlummern den Keime im Nu zur vollen Blüthe.

Doch noch ehe er ein Wort gefunden hatte, um seinen stürmischen Empfindungen Luft zu machen, waren sie auch schon vor den gewaltigen Thoren der Heidenstadt angelangt, und er wagte nur noch in namenloser Besorgniß und Angst die Bitte:

„Ach geht doch nicht hinein! Ihr werdet wohl die Steine rühren mit eurem Gesange, aber nicht die Herzen dieser Unmenschen.“

„Wir folgen unserer Pflicht, Gott ist unser Führer,“ entgegnete furchtlos der Greis, und pochte mit fester Hand an die ehernen Thorflügel, die sich mit dräuendem Geräusche öffneten.

Bald stand das edle Paar vor des Königs Throne, um welchen das Volk in finstern Gruppen sich herandrängte. Der Jungfrau Lied ertönte wie Gesang der Cherubim, und des Alten Stimme hallte dazwischen wie mahrender Posaumenton des Weltgerichtes, allein des Königs und seines Volkes verwildert Gemüth hatte kein Verständniß für die Heiligkeit der Lieder, sie staunten nur die irdischen Reize der Jungfrau an und wilde Gelüste erwachten bald in jedem Herzen nach ihrem Besitze. Bald wurden dumpfe Stimmen laut: „Ueberliefere uns die Maid, daß wir uns ihrer Schönheit erfreuen!“ Der König herrschte aber wild und gebieterisch:

„Mein soll diese Jungfrau sein; wer wagt es, mir ihren Besiz zu bestreiten?“

Da erhob sich ein wüthender Tumult im Volke und hundert wüste Hände streckten sich aus nach der Engelreinen, der Greis schauderte und die Jungfrau verhüllte entsezt ihr Antliz; in diesem Augenblicke brach aber die Stunde der Vergeltung herein: schwarz umzog sich der Himmel, ein schreckliches, erdbebenähnliches Getöse ließ sich vernehmen und im Leuchten der Blize wurde die riesige Gestalt der Bergesfee sichtbar und ihre Geisterstimme übertönte das Brausen des Sturmwindes und das Krachen des Donners:

„Tannanä! Tannanä!
Schreib' zu —
Und aper nimmer me!“

Sie rief es — und wie Bettflaumen so dicht fiel der Schnee von allen Himmeln herunter und die Dögelthaler Gletscher schoben sich vor und begruben unter ihren Eismassen die Stadt und ihre sündhaften Bewohner.

* * *

Als des andern Tages der Sohn des Arlunderbauern von Sehnsucht und banger Ahnung getrieben, hinauffstieg nach den Höhen, wo ehemals Tannanä gestanden, konnte er sich nirgend mehr zurecht finden. Dort, wo gestern noch die grünenden Wiesen und die traubenbehangenen Rebengelände standen, starrten ihm heute die schroffen Schneewände des Weißkogel entgegen und an der Stelle, wo die goldenen Zinnen der Stadt im Sonnenlichte prangten, ragten öde und traurig zwei Durren (dürre Bäume) in die Lüfte; bedeutungsvolle Wegweiser nach dem Pfade, den alle Pracht und Herrlichkeit der Welt einst geht.

Noch heute, so geht die Sage, wandert der arme Junge als irrender Jäger auf jenen unwirthbaren Höhen umher, bis die Gletscher wieder einmal zurückweichen, und er wenigstens das Grab finden kann, das die heißgeliebte Jungfrau deckt.



Die Norken.

Im ganzen Vintschgau, wie in den benachbarten Thälern, spielen diese räthselhaften Zwerge neben den saligen Fräulein und dem wilden Manne eine hervorragende Rolle, und die Sage erwähnt ihrer sehr häufig, doch meist in komischer Weise, denn ihr ganzes Auftreten, Thun und Lassen ist bei aller Tücke und Bosheit so spaßhaft und sie verstehen es ihre Streiche mit solcher Laune zu spielen, daß sie die Lacher stets auf ihrer Seite haben und der Beschädigte zum Nachtheil immer noch den Spott mit in den Kauf nehmen muß.

Die Norken sind äußerst berührige, aber trotz ihrem hohen Alter unendlich komische Kerle, und am unverföhnlichsten, wenn man sie in ihren einfältigen Spielereien stört. So kamen sie einmal zu Dreien von der Sandeckspitze, wo sie ihren beliebtesten Aufenthalt hatten, herunter in einen Meierhof und traten lauernd und spekulirend in die Küche. — Die Bäuerin war gerade im Begriffe einen Pfannkuchen zu backen und schlug ein paar Duzend Eier in den Brei, wobei sie die leeren Schalen hinter sich auf den Boden warf. Die Norken

fuchten selbe aber sorgfältig auf, stellten sie zierlich in eine Reihe und riefen, indem sie voller Freude in die Hände klatschten:

„So viel Hüfeler und so viel Hafeler haben wir noch nie beisammen g’sehen!“

Die Meierin war aber ein grobes ungeschliffenes Weib, und indem sie den schmutzigen Abspühlhuder zwischen sie hineinwarf, höhnte sie:

„Stab aus, stab aus —

Da spült’s Entere Hüfeler und Hafeler aus!“

Verdutzt und eingeschüchtert entfernten sich die drei kleinen härtigen Gäste, der letzte legte aber geschickt den Spühlhuder unter die Schwelle und äffte mit halbleiser näselnder Stimme:

„Stab aus, stab aus —

Und fall’ mit’n Schmaus zur Thür hinaus!“

Als bald darauf die Bäurin das fertige Gericht in die Stube tragen wollte, verwickelte sich ihr Fuß in die gelegte Schlinge, und sie stürzte mit der vollen Schüssel über die Schwelle auf das Pflaster hin, daß ihre Nase blutige Bekanntschaft mit den harten Steinen machte und der Dorfbader ein volles Vierteljahr an ihr zu laboriren und zu quacksalbern kriegte.

*

*

*

Die Morken hatten die boshafte Gewohnheit, an Stellen, wo der Fuhrmann eben nichts weniger als einen Hemmschuh nöthig hat, vorzupassen und sich wie lose

Gassenbuben rückwärts am Wagen aufzuhängen, wobei sie sich so dick und schwer machten, daß die armen Pferde schier die Seele aus dem Leibe ziehen mußten. — Oben angelangt fingen dann die Schelme aus allen Leibeskräften zu schieben an, wobei sie Roß und Wagen nicht selten in die äußerste Noth brachten.

Da begab es sich einmal, daß ein Fuhrmann, der spät Abends noch mit einem schweren Weinwagen gen Graun hinauffuhr, derart von diesen Plaggeistern belästigt wurde, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als durch ein paar derbe Peitschenhiebe sich ihrer zu entledigen. — Die Morken ließen auch augenblicklich ab und flohen mit einem Zettergeschrei nach dem Walde. — Der Wagen schien aber darum nicht leichter geworden zu sein, und trotz allem Schelten und Fluchen konnten ihn die Pferde nicht mehr von der Stelle bringen. — Als er es zum letzten Male versuchte, die ermatteten Thiere anzutreiben, erscholl ganz nahe aus dem Gebüsch eine Stimme, die ihm fichernd und lachend zurief: „Fahrst leicht! Fahrst leicht!“ und im selben Augenblicke bewegte sich der Wagen rasch vorwärts und die Pferde zogen ihn spielend die steile Anhöhe hinauf.

Hier wollte er nun die armen Thiere, wie sich's gebührt, ein wenig verschmausen lassen, da bemerkte er aber zu seinem namenlosen Erstaunen, daß er nur mit dem leeren Wagen oben angelangt war, die schwere Ladung, wie sich zeigte, war unten am Fuße des Berges sitzen geblieben!

*

*

*

Einmal sprachen zwei von diesen schlimmen Zwergen beim Wirth in Ulten an, und baten um eine Bedienung in Küche oder Keller. — Der Wirth aber, der wie alle seine Collegen hier zu Lande ein äußerst kluger und erfahrener Mann war, wußte sehr gut, daß die Norken ohne Ausnahme gewaltige Fresswänste und Vollzapfen sind; doch wollte er sie nicht glattweg abspeisen, ihre Tücke scheuend, und er sann daher auf ein Mittel, sich ihrer auf eine glimpfliche Weise zu entledigen.

„Küche und Keller sind wohlbestellt,“ äußerte er, indem er mit einem spöttischen Gesichte die schwerfälligen Bäuche und die krummen, spindelbürren Beine der Norken beaugapfelte, „aber auf den Tennen könnte ich just noch zwei handfeste Drescher brauchen — wollt Ihr da einstehen und fleißig mithantiren, so will ich mit dem Lohne nicht knausern!“

„Und was kriegen wir, wenn wir Dir alles Korn bis zum Sonnenuntergang rein ausklopfen und reinigen?“ fragten diese mit blinzelnden Augen.

Der Wirth sah die beiden Prahlhänse groß an, denn ein Duzend seiner stärksten Knechte hätte zu dieser Arbeit acht Tage vollauf zu thun gehabt. „Wenn Ihr das im Stande seid,“ sagte er, „so geb’ ich Euch von Wein und Korn so viel zum Lohne, als Ihr fortzuschleppen vermögt.“

„Wir find’s zufrieden!“ riefen die Zwerge und machten sich ohne Umstände an ihr Geschäft. — Bald dröhnte Haus und Hof von ihren gewaltigen Schlägen, die Streiche prasselten auf den Tennenboden nieder wie

die Halgelförner bei einem Hochgewitter, und zwischen= drein wurde geschauert und gesiebt, daß die dicken Staub= wolken davonflogen.

Noch ehe die Sonne über die Berge hinabsank, war die ganze Arbeit gethan, und das Getreide lag reinlich aufgeschichtet auf dem Speicher.

Nun sprang der eine von den beiden Morken hinunter in den Keller und lud sich ein Fäßchen vom besten Siebeneichner auf den Rücken, während der andere sich mit einem tüchtigen Getreidesacke beschwerte; darauf nahmen sie dankend Abschied beim Wirth, der noch froh war, sie anscheinend so wohlfeil losgeworden zu sein.

Bald vernahm man vom Gebirge herunter lautes Sauchzen und Gejohle, allwo die Morken in Gesellschaft ihrer Brüder den wohlervorbenen Drescherlohn verjubilten. — Der Wirth hatte aber keine sonderliche Ursache sich mitzufreuen, denn im Keller fand er alles unter einander geworfen, wie Heu und Spreu, die halben Fässer hatten die durstigen Wichte leer gezech, um die Qualität des Weines zu verkosten, und das größte Fuderfaß mit dem vortrefflichsten alten Siebeneichner hatte er hinweggeschleppt. — Auch in der Scheune sah es nicht tröstlicher aus, Roggen- und Hafer lagen unterm Mist, und den Weizen hatten die Gänche als bescheidenen Lohn mitspazieren lassen!

Spät in der Nacht klagten die hoshafte Zwerge noch gleichsam zum Hohne das leere Faß über den Berg herab, das mit zer Schlagenen Dauben und Reifen vor die Thüre des Wirthshauses hinkollerte, und auf dessen

Deckel in zierlicher Schrift nachstehender Dankreim angebracht war:

„Hopp! hopp! hopp!
 Im Trapp und im Galopp!
 Ueber Block und Stock und Stein,
 Grüß den schlauen Wirth uns fein;
 Braucht er wieder Drescherleut —
 Sind wir herzlich gern bereit!“

Im Planailthal erschienen einmal am Christabende drei Norken in einem einschichtigen Berghof. Sie waren im ärgsten Schneewetter von der Portlespize, wo sie ihren Ansehalt hatten, herunter gekommen, und voll Hunger und Durst. — Die Bäuerin buk gerade Schmalzküchel; und die Schüssel mit den dampfenden Knödeln stand bereits auf dem Tische.

Alt und Jung langte tapfer zu, um sich den Magen warm zu halten, bevor man sich anschickte den weiten Weg nach Mals anzutreten, um dort der Christmette beizuwohnen.

Lüstern und begehrllich, wie die Norken schon einmal sind, sahen sie mit geheimem Groll und Aerger zu, wie Schüssel um Schüssel geleert wurde, während man ihnen nur ein Stück steinhartes Gerstenbrod, und ein paar alte Räsirinden hinreichte, die einem Hunde zu schlecht gewesen wären.

Ohne ein Wort des Dankes für die Bescheerung schlichen die Norken hinaus, und versteckten sich im Back-

ofen, wo sie alles genau beobachten konnten, was vor= ging.

Als die Bewohner sammt und sonders den Hof ver= lassen hatten, kamen die Morken aus ihrem Verstecke vor= sichtig wieder heran getrippelt, und hüpfen vor Freude, als sie den Hausthürschlüssel, den die Bäuerin sorglich versteckt hatte, auffanden.

Nun wurde das ganze Haus von der Dachkammer bis zum Keller hinunter durchsucht, und alles, was ihnen lecker oder genießbar schien, nach der Küche geschleppt, wobei die Speckkammer und der Schmalzkübel nicht ver= gessen wurden. Nachdem sie das Feuer am Herde wieder angefacht hatten, daß es lichterloh brannte, ging es an ein kochen, sieden und braten, daß es eine Lust war: zu Duzenden wurden die Eier in die heiße Butter ge= schlagen; die Knödel machten sie so groß, wie die Regel= kugeln, dazu einen mächtigen Hasen voll Sauerkraut, sammt einer ganzen Schweinskeule, und den Würsten, welche die Bäuerin für die Feiertage zugerichtet hatte.

Die Schmalzküchel, ohne die sie auch nicht sein mochten, zogen sie wohl fünfmal durch die Butter, damit sie recht lecker wurden, und zu guter Letzt holten sie sich das Fäßlein Wein herbei, das der Bauer für diese heilige Zeit eigens von Mals herauf gebracht hatte und machten sich Glühwein um sich den Magen zu wärmen, und die ledere Mahlzeit besser verdauen zu können.

Dazu verspeisten sie den aufgestöberten Weihnachts= zelten und ließen das gastliche Haus hoch leben!

Als sich die Gänche gehörig glücklich gethan und

noch alles Eßbare, dessen sie habhaft werden konnten, zu einem Nachschmauße daheim in ihre Kanzen gesteckt hatten, wollten sie sich, ehe sie sich heim trollten, doch noch für die genossene Güte nach ihrer Weise bedanken: sie kehrten im Hause alles drunter und drüber, warfen das Bettzeug zu den Fenstern hinaus, kehrten den Brunnen ab und hingen im Stall das Vieh zusammen. Auf die Hausthüre schrieben sie aber mit fetter Kohle: „Wir danken bestens für die Bewirthung; alles gut und billig gewesen — werden nächstens wieder ansprechen!“

Die Höfler mögen sich das letztere wohl höflich verbeten haben.

Vom Münsterthale herunter kam auch öfters ein Norke in das Wirthshaus nach Laatsch, wo man ihn, um ihn bei guter Laune zu erhalten, stets reichlich bewirthete, weil man seine Tücke scheute.

Eine Weile hatte sich niemand über ihn zu beklagen — später wurde er aber lästig und unangenehm; denn kaum hatte er seinen Wanst voll, so verlor er sich an einen gewissen Ort, wo er sich versperrte und verrammelte, und weder mit Güte noch mit Drohungen heraus zu bringen war.

Das wurde den Wirthsleuten endlich doch zu toll, und als sie ihm auf nicht sehr sanfte Weise mit dem Ochsenfidel hinaus leuchteten, rannte er, seine noch herunter gelassenen Annennbaren in beiden Händen haltend, durch das Dorf, heulend und schreiend:

„Au weh! Au weh!
 Sein die Laatscher decht neidige Leut,
 Vergunnen Dan gar kva Freud,
 Setzt nimm i mei G'hüder und Gezüder,
 Und ruck zu die Schleifer hinüber!“

worauf er sich eiligst davon trollte und sich im Dorfe Laatsch nie wieder blicken ließ.

Den Wirtskleuten bekam die Geschichte aber dennoch schlecht, denn sie wurden alle von einem Uebel befallen, daß sie von dem gewissen Orte nun selbst nicht mehr fort konnten.

Die Norken waren auch stark im prophezeien, doch waren ihre Vorhersagungen immer schlimme, niemalen gute, und oft so dunkel gehalten, daß man ihren Sinns erst errieth, wenu das Unheil schon eingetroffen war. — Bevor die Pest ins Land kam, hatten sie des Nachts da und dort in ein Haus hinein gerufen: „Sie kommt! sie kommt! und ist sie da, so geht's Alt und Jung an den Kragen!“

*

*

*

Vor einem großen Erdbeben waren ihrer drei in den Widdum nach Martinsbruck gekommen, und sagten zur Häuserin, die gerade von der Kirche kam:

„kehr um! kehr um!
 Es macht bum bum!“

und als sie, den Ruf nicht achtend, ins Haus trat, wankte der Boden unter ihren Füßen, und die einstürzenden Mauern begruben sie unter ihren Trümmern.

Von der Klopaierspige war ein Norke heruntergestiegen, und setzte sich, seinen grauen Bart zerrauwend, weinend und heulend auf einen Wegstein an der Straße, die dem Gestade des Rescher Sees entlang gegen Graun führt.

Vorübergehende Leute fragten ihn theilnehmend, was ihm denn fehle. Da schluchzte er, die Hände ringend:

„Nächsten Winter, au weh!
 Ist vom Blut roth der Schnee,
 Vom Feuerchein roth der See,
 Da kommen die feindlichen Reiter,
 Und sengen und brennen;
 Da bleib i nit,
 Da bleib i nit,
 Geh schleunig wieder weiter!“

worauf er sich eilfertig aus dem Staube machte, und nicht mehr blicken ließ.

Den folgenden Winter kamen feindliche Kriegsvölker ins Land, und verheerten das ganze Thal, mordend, sengend und brennend, wie der Norke es prophezeit hatte.

* * *

An einer vereinzelt stehenden abgestorbenen Birke unweit Blagott war ein Norke sieben Tage lang gefessen, und als er endlich fürbas ging, war auf dem Stamme die Zahl des kommenden Jahres eingeschnitten, und der Reim:

„Dürr und lahm
 Wie dieser Stamm!“

Es folgte darauf ein Mißwachs, daß die Leute genöthigt waren Hefsel in das Brod zu backen, und Ruchjauche statt der Milch zu trinken.

Obwohl die Norken auch ihre Norkinnen hatten, mit denen sie sich billigerweise hätten begnügen sollen, so waren ihnen doch die menschlichen Dirnchen und Weiber keineswegs gleichgiltig, und sie stellten denselben aller Orten mit wahrhaft faunischer List und Brutalität nach, daher das warnende Sprichwort:

„Schließ die Kammer fein,
Sonnst kommt der Nork hinein!“

Da sie sich aber unverschämtermaßen nur immer an die schönsten Jungfrauen und Frauen machten, von denen die häßlichen Bewerber, wie es sich von selbst versteht, oft mit gar derben Körben abgefertigt wurden, so war ihres Zwistes und Haders mit dem Menschengeschlechte kein Ende.

So kam einmal ein Nork herunter nach Burgais und ließ sich bei einem reichen Bauer als Gänsetreiber anstellen. Der hatte aber ein gar sauberes Töchterlein, Agnes mit Namen, deren Körper nur den einzigen Fehler hatte, daß das rechte Bein etwas hinkte.

Der Nork versah anfangs seinen freilich nicht sehr schwierigen Dienst auf's pünktlichste und handhabte mit Kraft und Umsicht das Regiment über seine sanften, watschelnden Unterthaninnen.

Bald aber schienen ihm andere Flausen in den Kopf zu kommen, er wurde plötzlich poetisch und sang mit seiner widerlichen Kropfstimme allerlei verliebte Reime herunter, als:

„Hat a Schneearl g'schnieben
Und han's waten müssen,
Hatt a Dirndl so lieb
Und wear's g'rathen müssen.

B'hüt Di Gott, schöner Schatz,
B'hüt Di Gott, no an Schmag,
Thut mir's Herzerl so weh,
Wenn i fort von Dir geh!“

Endlich sah sich der Nork eine Gelegenheit aus, um bei der hübschen Meierstochter, der diese zarten Liebesergüsse galten, seine Werbung anzubringen und diese war boshaft genug, ihn auf der Meinung zu lassen, daß sie ihm nicht abhold sei, nur wolle sie ohne Willen und Wissen des Vaters nichts thun, er möge daher nach Brauch und Sitten ordentlich bei demselben um sie anhalten.

Der Nork ließ sich dies nicht zweimal sagen. Am nächsten Sonntag legte er seinen besten Feiertagsstaat an; ein hochrothes Leibell bedeckte stattlich seinen dicken Wanst, die grünen, wollenen Strümpfe saßen ihm prächtig auf den kurzen Dachsbeinen, seinen dicken Kopf überschattete ein mächtiger, runder Passerirerhut, dessen Krempen zweimal so breit waren, als die ganze Figur in der Länge maß, und die Jacke von grobem, blauem

Tuch war am Knopfloche mit einem wunderschönen Strauß von Gänseblumen und Brennesseln geschmückt.

Also ausgestattet trat der Morf mit größter Salbung vor den Vater seiner Hulbin hin und brachte in einer wohlgeordneten Anrede sein Anliegen vor.

Als der närrische Kauz geendet, brach der Bauer in ein so übermäßiges Gelächter aus, daß ihm das helle Wasser aus den Augen lief und er mit beiden Händen sich die Weichen halten mußte. Sobald er endlich seine Sprache wieder erlangt hatte, äußerte er so ernst, als es ihm möglich war:

„Meine Agnes ist blutjung, groß, bildhübsch vermöglich; Du aber bist meeralt, kleinwinzig, grundhäßlich und ärmer als eine Kirchenmaus, wie soll das zusammenpassen?“

„Es paßt schon doch,“ erwiderte der gefoppte Zwerg, während ihm eine dunkle Bornesröthe ins Gesicht stieg und seine Augen in wilder Bosheit zu funkeln begannen:

„'s Dirndl hat an tschirgeten
Tschirgeten Gang,
Und da kamen zwoa Tschirgete
Tschirgete z'samm!“

Nun war es an dem Vater, den beißenden Spott auf seiner Tochter hinkenden Fuß zu verschlucken; doch hiezu besaß der reiche Dorfmagnat nicht hinlänglichen Stoicismus, darum packte er den Schelm bei einem Flügel und warf ihn zum Hause hinaus.

Seit jener Stunde war der Morf aus Burgais ver-

schwunden, aber seine Rache ließ nicht auf sich warten. Als die Tochter des Meiers kurze Zeit darauf heiratete und Mutter eines gesunden Knaben wurde, verschwand der Säugling eines Tages aus der Wiege, als hätte ihn der Fochgeier vertragen und eine häßliche Pfundkröte war dafür hineingelegt.

Das war des erbosten Norken Werk.

Die Norken können aber auch dankbar sein; das mag folgende Geschichte beurfunden:

Es war an einem wilden stürmischen Novemberabende, gerade nach der Vesperglocke, als ein kleines, tief gebücktes Männlein ermüdet und zähneklappernd vor Kälte durch das Gebirgsdorf Matsch hinkte; es war fürwahr eine seltsame, komische und doch Erbarmen einflößende Erscheinung; weißgelbe Locken flatterten vom eisigen Nordwind gepeitscht um das runzelige Gesicht, die kleinen, roth angeschwollenen Augen blinzelten ängstlich und verzagt von Haus zu Haus und wieder hinauf nach der tief verschneiten Nörklespiße; an einem rohen Fichtenast trug es aber ein schweres Bündelchen auf dem Rücken, unter dessen Last die kurzen Säbelbeine jeden Augenblick strauchelten und zusammenbrechen zu wollen schienen.

Endlich blieb das Männlein matt und keuchend vor einem großen stattlichen Bauernhause stehen und nach kurzem Zaudern ergriff es die Klinke und pochte ein paarmal schüchtern und leise an die Thüre. Nach ge-

raumer Zeit öffnete sich ein Fenster im Erdgeschoße, ein rothes, aufgedunsenes Mondscheingeficht kam zum Vorscheine und eine barsche, widrige Stimme grollte:

„Wer ist draußen? Jetzt gibt's kein Quartier mehr für Bettler und Strolche; pack' Dich nur weiter, alter Hexenmeister, sonst wird Dir mein Bierbeiniger zeigen, wo der Weg zum Dorf hinausführt.“

„Nur auf ein halbes Stündel Unterstand, bis das ärgste Wetter vorbei, und ein kleines Stückel Brod für meinen hungrigen Magen!“ wimmerte das Männlein und hob bittend beide Hände empor zu dem harten Manne. Der reiche Bauer blieb aber ganz unerbittlich und mit den Worten:

„Da hast doch vor dem Lumpeng'sindel nie einen Fried!“ schmetterte er das Fenster zu, daß die Scheiben klirrten und ließ den kläglichen Bittsteller draußen stehen in dem gräulichen Wetter und Schneegestöber, das von allen Seiten hereinstürmte. Das Männlein, anstatt durch diese derbe Abfertigung vollends eingeschüchtert zu sein, hob jetzt stolz den Kopf in die Höh, die kleinen Augen funkelten wie Katzenpupillen durch die Dämmerung und um den Mund zuckte ein spöttisches Lächeln, indem es die Worte vor sich murmelte:

„Morgen oder heut
Kommt die Zahlzeit!“

Darauf ging der Nork von Haus zu Haus, von Thür zu Thür und wiederholte seine Bitte um Unterstand und Brod mit der kläglichsten Geberde, aber nirgends

wurde ihm auf nur einigermaßen freundliche Weise entsprochen; da ließ man ihn vergebens klopfen, dort warf man ihm eine schimmelige Brotrinde zu, die er mit den vorhin gesprochenen Worten in sein Bündel steckte. Endlich kam er vor die letzte Hütte im Dorfe; hier besann er sich eine Weile, ob er anklopfen soll oder nicht das Häufel war doch gar zu ärmlich und schien kaum bewohnt zu sein, nur ein Fenster war spärlich erleuchtet. Dahin wandte sich der Nork und guckte neugierig durch die angelautenen Scheiben. Da öffnete sich das niedere Thor und ein frisches rothbackiges Dirndl schaute heraus und fragte mit heller Stimme, wer draußen sei und was man wolle. Mit schüchterner Geberde näherte sich das Männlein und wiederholte seine gewohnte Bitte.

„O Du armer Häuter!“ rief das Dirndl und schlug beide Hände über dem Kopfe zusammen, als es die Jammergestalt erblickte. „Ja, wo kommst Du denn her, Mannl, in dem Wetter? Geh' nur gleich da herein und setz' Dich auf die Bank hinter'm Ofen, schüttel den Schnee ab und wärm' Dich, derweil koch ich Dir eine warme Suppe.“

Wohlgefällig betrachtete der Nork das barmherzige Kind, und ließ sich gar bereitwillig von ihm in die Stube führen und den Schnee abklopfen, der zoll dick auf seinen Kleidern saß, und kauerte sich dann hinter den großen grünen Kachelofen, der eine wohlthätige Wärme in der kleinen Stube verbreitete, während das Dirndl in die Küche eilte und bald darauf mit einer dampfenden Schüssel wiederkehrte, die es dem späten Gast mit

einem herzlichen: „Jetzt iß, Mannl, und Gott g'fegen Dir's!“ vorsetzte. Der Nork ließ sich das nicht zweimal sagen, er langte tüchtig zu und die kräftige Brühe schien ihm Magen und Herz zugleich aufzuthauen. „Du bist ein liebes, frommes und barmherziges Dirndl!“ sagte er mit einem freundlichen Blinzeln; „wie heißt Du denn?“

„Mariannl heiß ich.“

„Und wer ist denn dein Vater?“

„Hab' keinen Vater mehr,“ sagte das Mädchel, traurig das Köpfl senkend, „er ist schon vor zehn Jahren gestorben.“

„Und die Mutter?“ forschte der Nork.

„Ja, die lebt noch, aber sie ist alleweil krank, und kommt die ganze Zeit nicht aus'm Bett; dort liegt sie ohne Pflieg' und Hilf', denn Geld haben wir keines, den Doktor zu zahlen.“ Dem armen Dirndl traten bei diesen Worten die hellen Thränen in die Augen und es wandte sich ab, sie mit der Schürze trocknend. Der Nork stellte aber die Schüssel bei Seite, stand auf und näherte sich auf Zipselzehen dem Bett der Kranken. Lange und prüfend betrachtete er das blasse, eingefallene Gesicht der Schlummernden; darauf langte er in sein Ränzel, holte ein Päckchen duftender Kräuter hervor und übergab es dem Dirndl, indem er mit einem recht wohlwollenden und Vertrauen erweckenden Ton zu ihr sagte: „Die Doktor verstehen auch nicht Alles, mein liebes Kind, deine Mutter ist vom Mond krank und da hilft nichts auf der Welt, als der Mondthee; den muß sie nehmen,

so oft der Mond voll wird; für zweimal wird der zu reichen; am Weihnachtsabend mußt Du aber nach Vetsläuten auf die Norkelspiz gehen, einen frischen holen, der wird deine Mutter hernach ganz g'sund machen."

„Um Weihnachten auf die Norkelspiz?“ fragte erstaunt das Dirndl, „ei, da müßt' ich ja im Schnee zu Grunde gehen!“ Der Nork ergriff aber die Zaghafte bei beiden Händen, und sie recht zutraulich anblickend betheuerte er lächelnd. „Da fürcht Dich nur nicht; wenn Du zum alten Wetterkreuz im Almgrund kommst, wo der Steig aufhört, brauchst Du nur dreimal meinen Namen zu rufen: Kruzinigele hernach werd ich kommen und Dir weiter helfen.“

Jetzt nahm der Zwerg sein Bündel über den Rücken, drückte das graue Filzhütel tief in die Stirn und empfahl sich von seiner jungen Wohlthäterin, vorschützend, daß er noch heute seine Wohnung im Gebirge erreichen müsse. Draußen hatte der rauhe Wind sich mittlerweile gelegt und durch die zerrissenen Schneewolken schaute der Vollmond licht herein ins winterliche Thal. Mariannl guckte neugierig dem Davoneilenden durch das Fenster nach und ein geheimes Grauen überlief sie, denn es kam ihr vor, das Männlein werde immer größer und ungeheuerlicher und schwebte am Ende gar als riesiges Nebelgebilde die steilen Gebirgswände empor zur lustigen Norkelspize.

* * *

Seit jenem Abend waren etwa sechs Wochen verflossen; die Mutter Mariannls hatte fleißig von dem

Kräuterthee getrunken, den der Morf zurückgelassen hatte, und bald darauf bedeutende Besserung verspürt: als aber Weihnachten näher rückte, verschlimmerte sich ihr Zustand wieder zusehends und jetzt war sie wieder Tag und Nacht an ihr Schmerzenslager gefesselt. So war der Christabend herangekommen und Mariannl saß traurig und beklommen am Bett der Leidenden und horchte bangen Herzens auf die schweren Athemzüge, die sich ihrer Brust entwandten.

Draußen schienen wieder einmal alle Elemente entfesselt zu sein: der wilde Fernwind heulte durch das Thal, daß es zum Entsetzen war, und begrub Berg und Tiefe in ein fast undurchdringliches Schneegestöber; kaum konnte das Ohr den Ton der Abglocke vernehmen, welche die Gläubigen jetzt zur Andacht rief.

Da gedachte Mariannl der Worte des alten Männleins, und ohne Zaudern ergriff sie Stock und Wettermantel und eilte hinaus durch Nacht und Nebel der fernen Nörkelspize zu.

Anfangs glaubte sie, sie müsse im hochaufgethürmten Schnee vor Mattigkeit zusammenbrechen, oder sie werde in der Finsterniß den Pfad verlieren, aber da war es immer, als wenn ein unsichtbarer Arm sie ergriffe und unterstütze, und von Zeit zu Zeit fuhr ein heller glänzender Lichtstrahl über die Gegend und beleuchtete ihr den Weg. Je höher sie emporklimmte, desto leichter wurden ihr die Füße und endlich erblickte sie zu ihrer unaussprechlichen Freude ganz in ihrer Nähe das Wetterkreuz, von welchem der Morf ihr gesagt hatte. Nun

ließ sie sich auf einen Stein nieder, um ihren Beschützer zu rufen, doch o Schreck! da war sein Name ihrem Gedächtnisse entfallen, und so viel sie sich auch besinnen mochte, er fiel ihr nicht mehr bei. So saß sie wohl etliche Stunden und zerbrach sich fruchtlos den Kopf, bis der Schlummer ihre Sinne betäubte und sie hin sank in das kalte Schneebett, umtostet vom eisigen Gletscherwind.

Jetzt begann's in der Nähe sich zu regen; eine Felspalte öffnete sich und eine Schaar härtiger Zwerge stieg mit brennenden Fackeln aus der Tiefe des Schachtes empor und nahte sich leise der Schläferin. Sachte nahmen sie die Dirne auf ihre Schultern und stiegen mit ihrer Last behutsam den breiten unterirdischen Gang zurück, aus dem sie gekommen.

Lange, lange dauerte die Fahrt, endlich langten sie in einem weiten prächtig erleuchteten Gewölbe an, in dessen Mitte der Nörkelkönig mit seinem schönen Töchterlein auf einem prachtvollen Krystallthronen saß, umgeben von den Kleinen seines Reiches, die fröhlich um ihn hüpfen und sprangen und in der Freude ihres Herzens allerlei seltsame Possen trieben.

Als der Zug der Zwerge mit seiner Bürde vor dem Throne des Herrschers erschien, winkte dieser mit seinem Stabe Ruhe; darauf stieg er die schimmernden Stufen hinunter, nahte sich ehrfurchtsvoll der Schummernden und drückte einen leisen Fuß auf ihre Stirn. Unbeschreibliches Erstaunen malte sich auf ihrem Antlitze, als sie erwachte und sich in dieser seltsam glänzen-

den Umgebung erblickte; man ließ sie aber kaum zu Sinnen kommen, die Zwerge drängten sich herzu, küßten ihr Rock und Schürze und des Königs Töchterlein nöthigte sie, neben ihr auf dem Throne Platz zu nehmen, und überhäufte sie mit den glänzendsten Geschenken. Jetzt fragte der Nörkelfönig die schüchterne Dirne, ob sie ihn noch kenne und sich erinnere, wie sie ihn so liebeich aufgenommen und bewirthet habe. „D,“ rief er aus, indem seine Augen auf seltsame Weise funkelten und sein Gesicht einen fast wilden Ausdruck bekam, „ich gedente deiner freundlichen Pflege, gutes Kind, aber ich merke mir auch die Behandlung, die ich bei deinen Nachbarn erfuhr, aber:

„Morgen oder heut
Kommt die Zahlzeit!“

Damit drehte er sich vergnügt auf seinen Absätzen herum, ergriff dann mit der einen Hand seine Tochter, mit der andern die Dirne und sagte, er wolle ihr jetzt den versprochenen Mondthee holen. D'rauf gieng es wieder einen andern hell erleuchteten Gang viele Treppen empor und sie betraten durch eine niedere Pforte das Freie. Wie erstaunte jetzt Mariannl, sich plötzlich auf eine grüne, lachende Gebirgsmatte versetzt zu sehen, auf welcher Tausende duftiger Blumen blühten und unter dem blauen Dache des Himmels die muntersten Singvögel ihre Frühlingslieder pfffen. Nörkelfönigs Tochter pflückte aber auf der Halde ein Duzend großer, gelber Blumen vom würzigsten Geruche und überreichte sie der

Dirne mit der Bemerkung, daß dieses der Mondthee sei, welcher ihre Mutter von ihrem Uebel gründlich befreien werde.

Nun beurlaubten sich Vater und Tochter noch auf das Freundlichste und verschwanden dann in einer nahen Spalte, worauf sich Mariannl wieder auf dem Steine unter dem alten Wetterkreuze befand, von tiefer Nacht umgeben und vom rauhen Schneewind umstürmt. Frisch und munter raffte sie sich empor, hielt sie doch die wunderthätigen Kräuter in ihren Händen, welche ihrer Mutter Leben und Gesundheit wiedergeben sollten, und mit besflügelten Schritten langte sie in einer leichten Stunde im Dorfe an, wo die Glocken so eben zur nächtlichen Feier riefen.

Noch dieselbe Nacht gesundete Mariannls Mutter durch den Genuß dieses Kräutertrankes von ihrer Krankheit und Jedermann im Dorfe verwunderte sich über ihre plötzliche Heilung.

Im darauf folgenden Sommer sollten die hart-herzigen Dorfbauern die Rache des erbosten Nörkelkönigs empfinden.

Wie gewöhnlich trieben sie um Johanni ihre zahlreichen Heerden auf die Hochweide der fernen Nörkelspitze. So schön aber die Alpe bis dahin gegrünt hatte, so schlecht wurde die Weide gleich nach dem Aufzug; das Gras starb ab, das Vieh verfiel und selbst die Sennen wurden Nachts häufig durch Felsstücke geängstigt, die von der Nörkelspitze herunterrollend die Hütten zu zerschmettern drohten. Als sich das Uebel nicht bessern

wollte, wallfahrtete die ganze Gemeinde mit Kreuzen und Fahnen zur Alpe, um sie zu segnen, allein ein fürchterliches Ungewitter mit Schnee und Hagel jagte den ganzen Zug in wilder Flucht von dannen. Der Nörkelfönig und seine Zwerge lachten sich dabei tapfer ins Fäustchen und kugelten in ihrem Uebermuthе noch ein paar derbe Felsblöcke hinterher weit über den Berg herunter, die heute noch allda zu sehen sind. Darauf schneite es drei Tage und drei Nächte unaufhörlich, bis Rasern und Matten mit mannshohem Schnee bedeckt waren und das aufgetriebene Vieh nur mit Mühe heimgebracht werden konnte.

Seit dieser Zeit soll die Alpe nicht wieder besucht worden sein.

Der letzte Norke hütete den Bauern am Partschinger Sonnenberge das Kleinvieh. Der war aber weit gutmüthiger, als seine vorhin geschilderten Collegen, und hatte viel von deren Tücke und Bosheit verlernt.

Da er nie in ein Haus ging und es da gebräuchlich ist, daß man den Hirten das Mittagmahl mitgibt, so band man selbes stets einem Bock aus seiner Heerde auf den Rücken.

Längere Zeit hatte er so zur Zufriedenheit der ganzen Gemeinde seinen Dienst versehen und nie war unter seiner Hut seinen zahlreichen Pflegebefohlenen ein Mißgeschick widerfahren. Doch des Norken Kleidung war

auffallend schlecht und fadenscheinig geworden und die Bauern ließen ihm daher zur Erkennlichkeit ein nagelneues Gewand machen, kauften Halsflor, Hut und Schuhe, legten eine schön gestickte Binde dazu und bepacten den stattlichsten Bock mit dem Geschenke.

Sie mochten ihm aber einen schlechten Gefallen dadurch erwiesen haben, denn als er das Angebinde erblickte, fing er überlaut zu weinen und zu heulen an, rannte wie ein Besessener hin und her, rang die Hände gleich einem Verzweifelnden und jammerte:

„I bin so alt —
 I waß die Mairspiz
 Klan wie a Ritz,
 Und die Mairwies
 Neunmal Wies
 Und neunmal Wald —
 Und jetzt hab'n mi di Bauern zahlt,
 Und jetzt muß i fort!“

Seither hat man keinen Norken mehr in dieser Gegend gesehen.



Die saligen Fräulein und der wilde Mann.

Wer im Vintschgau wüßte nicht etwas von diesen gleichsam das Princip des Guten und des Bösen personificirenden Gebirgsgeistern zu berichten? Zahllose Geschichten und Ueberlieferungen leben von ihnen im Munde des Volkes und manches ergraute Mütterchen weiß deren wohl nach Duzenden aufzuzählen, wenn es nach Feierabend zur rauhen Winterzeit hinter'm warmen Ofen kauert, von einer Schaar blühender Enkel umgeben, die solchen Erzählungen der Ahne für ihr Leben gerne zuhörchen.

Die saligen Fräulein waren ehemals sehr zahlreich in dieser Gegend; sie wohnten am grünen Ufer-
rande der Bergesseen, oder unter'm schützenden Laub-
dache des Waldes, und standen im steten freundlichen
Verkehre mit den frommen und schlichten Bewohnern
des Thales, welche diese guten, sanften Wesen als ihre
eigentlichen Schutzgöttinnen liebten und verehrten.

Die Sage schildert sie als Jungfrauen von äußerst
anmuthiger Gestalt und sanftem, herzugewinnendem Wesen,
mit einem Gemüthe, das von Wohlwollen für die Menschen
überströmte. Sie halfen gar oft mit beim Flachs- und

Getreideschnitte und ihre Garben waren immer doppelt so schwer und ergiebig als die der andern Schnitter; sie bannten die bösen Wetter, die der wilde Mann von den engadeiner Bergen über's Thal hereintwälzte, schirmten Hirt und Herde auf den Almen vor jeglichem Mißgeschicke und erschienen verirrtten Wandersleuten, ihnen den rechten Pfad weisend.

Wo eine brave, junge Braut war, stellten sie sich mit schneeweißem Linnenzeuge ein, das sie selbst in mond hellen Nächten spinnen und bleichen im Mondenthau, und die Gräber unschuldiger Kindlein schmückten sie mit frischen Blumenkränzen.

Als das Licht des Christenthums auch in dieses Thal drang, begannen die saligen Fräulein mehr und mehr zu verschwinden, gleichsam, als wenn ihre Sendung nunmehr erloschen wäre; doch flohen sie nicht das Kreuz, unser hehres Glaubenssymbol, sondern suchten gerne in seiner geheiligten Nähe ein schützendes Asyl vor den Nachstellungen des wilden Mannes, der ihr grimmigster Feind und Widersacher ist und sie ohne Unterlaß heßt und verfolgt von Ort zu Ort. Sieht man doch noch zur Stunde im Buntschgau häufig Kreuze in einzeln stehende Bäume gehauen, ein zarter Liebesdienst, den die Landleute den saligen Fräulein zu erweisen glauben, um ihnen einen sichern Standort zu verschaffen.

Einmal begab es sich, daß eine von ihnen auf ihrer Flucht vor dem wilden Manne sich auf der Schwelle eines Bauernhauses niederließ und neun volle Tage und Nächte stumm und unbeweglich allda sitzen blieb.

Der Bauer, ein rauher, ungestlicher Mann, übte aber schlimme Gastfreundschaft an ihr, stieß sie beim Ein- und Ausgang jedesmal unsanft auf die Seite und schalt sie eine träge Magd und Tagediebin. Endlich drohte er ihr gar mit Gewalt, wosern sie nicht die Thüre seines Hauses meiden wolle, und schlug mit einem Stocke nach ihr; da erhob sich aber die Jungfrau mit edler Entrüstung, und dem Frechen ihre schnee-weiße Hand entgegen streckend, sagte sie mit funkelnden Blicken:

„Krumm und lahm
Bis auf den neunten Stamm!“

worauf sie wie eine geschreckte Taube aufflog und verschwand.

Dem Frevler erlahmte aber zur selben Stunde der Arm, welcher den Streich auf sie geführt hatte, und etliche Wochen später stürzte er über dieselbe Thürschwelle und fiel sich die Hüfte aus. Er blieb krumm und lahm bis an sein Ende und Kinder und Enkel traf dasselbe Loos.

Im Langtaufferer Thale auf dem Ropranerhofe hauste auch so ein roher Kumpen und trotziger Widersacher der saligen Fräulein, welche seine Gründe und Hochmatten zu ihrem Aufenthalte erwählt hatten.

In einer stürmischen Nacht, als er eben zum Fenster hinaussah, gewahrte er den wilden Mann, der mit fürchterlichem Geheule einige dieser harmlosen und

unschuldigen Wesen verfolgte, und er rief ihm hohnlachend über das Thal zu:

„Sag' toll, brat' toll und schick mir auch einen fetten Bissen!“

Am andern Morgen fand sich an seiner Hausthüre ein gebratenes, unförmliches Stück Fleisch angenagelt, das trotz aller Bemühungen nicht mehr fortzubringen war. Menschen und Vieh wurden von bözartigen Krankheiten hingerafft, die üppigen Felder verwüstete ein Muhrbruch und der Hof ging in Trümmer.

Wo die Saligen-Fräuelein einmal ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatten, schien die Sonne noch einmal so warm und so befruchtend, als an andern Orten. Da gab es keinen Frost und keine Schneestürme, und die Winter waren so milde, daß man ohne zu frieren Tag und Nacht im Freien sein konnte. Getreide und Obst gediehen in feltener Güte und Fülle bis zu den Hochmatten der Alpen hinauf, und kein Reif verdarb die Blüthen und jungen Saaten.

Heute noch steht hoch über den sonnigen Feldern von Naunders, wo schon die Alpenmähder beginnen, ein einschichtiger Hof, Warbol genannt, in dessen unmittelbarer Nähe die saligen Fräuelein besonders gerne weilten, weil der Ort still und heimelig und der alte Bauer mit seinen beiden Töchtern ihnen wohl gewogen war, und ihnen Schutz und Unterstand gewährte, wenn der wilde Mann sie hegte und bedrängte.

Bald sah man sie als anmuthige in schneeweißes Linnen gekleidete Jungfrauen, Blumenkränze windend, durch Wald und Feld wandeln, bald flogen sie als weiße Tauben umher, mit goldenen Ringen um den Halsen, wodurch sie sich als Salige kenntlich machten. Damals sollen auf Warbol noch schöne Kastanienbäume gestanden haben und guter trinkbarer Wein gewachsen sein. Es stand auch ein uraltes Kirchlein, zum Hofe gehörig in der Nähe, unter dessen geweihtes Dach die Tauben flüchteten, wenn der wilde Mann sie verfolgte. Jeden Abend, sobald das Besperglöcklein ertönte, sah man sie zu Dugenden herbeifliegen und unter'm Gebälke des Daches Unterstand suchen für die Nacht.

Da traf sich's einmal, daß der Warboler mit seinen beiden Töchtern spät vom Felde heimkehrte und es versäumt hatte, zur Besperstunde das Glöcklein zu läuten. Er gewahrte, wie die Tauben scheuen Fluges das Dach des Kirchleins umflatterten, dann plötzlich sich zusammenschaarten und auf und davon flogen — auf Nimmerwiedersehen.

Bald darauf kam vom Schmalzkopf herunter ein gräulicher Schneesturm und der Schnee fiel drei Tage und Nächte hindurch ohne Unterlaß und begrub Berg und Thal unter seinen Massen.

Als sich das Unwetter etwas verzogen hatte und die Pfade wieder gangbar wurden, sagte der Alte zu seinen Töchtern:

„Gitschen (Mädlen) jetzt wird's kalt! Die saligen Jungferlen haben uns verlassen und der Buz (wilde

Mann) haust jetzt heroben, da ist für uns kein Bleiben mehr!" Sprach's und verließ mit ihnen für immer den Hof.

Die Saligen hielten unter sich strenge Zucht; sie durften von Niemanden für geleistete Dienste irgend welche Belohnung annehmen, und keinem Menschenkinde durften sie ihren eigentlichen wahren Namen, den sie im Saliger-Reihen führten, verrathen. Fand sich Eine, die das Gelöbniß brach, so wurde sie aus dem Verbande der Saligen ausgestoßen und an einen wilden, unwirthlichen Ort im Gebirge verbannt, wo sie einsam ihr Dasein vertrauern mußte.

So geschah es einmal, daß ihre Königin selbst, uneingedenk ihres Schwures, einem geliebten Menschenkinde in schwacher Stunde ihren Stand und Namen verrieth, worauf die unerbittlichen Schwestern sie für immer auf die rauhe Ruppe des Spizlat verbannten, wo sie statt des schneeigen Linnen das graue Bergmoos für die Gewänder der Norfen spinnen und weben muß, von Sehnsucht verzehrt nach den schattigen Wäldern und blumigen Halben unten, dem Schauplaze ihres ehemaligen Glückes.

Von ihr singen die Thalbewohner:

„Sieh' dort am Spizlat
Die traurige G'stalt!
Was sinnt sie?
Was spinnt sie?

Frag' nit,
 Frag' nit,
 Du erfragst es nit!"

Einen guten Büchsenchuß oberhalb Cumpatsch, tief im Walde versteckt, stand ehemals ein kleines verlattertes Häuschen, im Geräut genannt, das nur von einem blutarmlen hochbetagten Mütterchen bewohnt war. Die Alte fristete ihr kümmerliches Dasein mit dem Sammeln von Kräutern und Beeren, die sie an die Hausirer verkaufte, und wenn dieser magere Verdienst fehlte, so war sie genöthigt, ihr Stücklein Brod von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus zu betteln.

Eines Tages erkrankte sie an einem hitzigen Fieber und war nicht mehr im Stande ihr armseliges Lager zu verlassen und ihrem Erwerbe nachzugehen. Von aller Welt verlassen lag sie schon drei Tage so da, ohne Nahrung und menschliche Hilfe, und erwartete in frommer Ergebung den Tod.

Da pickte es auf einmal an das kleine Hüttenfenster und drei schneeweiße Tauben waren herangeflogen und schienen, ungeduldig mit den Flügeln schlagend, Einlaß zu heischen.

Mühsam, mit dem Aufgebote ihrer letzten Kräfte erhob sich die Kranke von ihrem Lager und öffnete das Fenster. Kaum waren aber die Tauben in der Kammer, als sie sich plötzlich in drei weißgekleidete engelschöne Jungfrauen verwandelten, die sich mit freundlicher Theilnahme ihrer annahmen, sie Tag und Nacht sorglich

pflegten und mit kräftigen Brühen und heilsamen Kräutern labten, um ihre Kräfte zu stärken und das Fieber zu bannen. Als sich aber alle Liebesmühe fruchtlos erwies und das Mütterlein nach einigen Tagen sanft in ihren Armen entschlief, hielten sie bei ihr noch treue Todtenwache und weinten um die Verstorbene wie um eine Mutter.

Zur selben Stunde brachte ein vom Gebirge heimkehrender Holzknecht dem Seelsorger von Reschen einen Zettel, der ihm von unbekanntem Händen zur gewissenhaften Bestellung übergeben worden war, und worauf mit zierlicher Schrift zu lesen stand: „Die alte Salome im Geräut ist gestorben und bittet um ein christliches Begräbniß“.

Als der Geistliche, der Aufforderung nachkommend, mit seiner Begleitung die Hütte betrat, lag das Mütterchen auf schneeweißem Linnen schön aufgebahrt da, das Sterbekreuzlein in den gefalteten Händen. Das Lager der Todten war mit frischen Blumen und Eibenzweigen schön geziert, und rechts, links und zu den Füßen brannten drei Wachskerzen.

Die mildthätigen Fräulein waren aber nicht mehr zu sehen.

Den wilden Mann schildert die Sage nicht nur als einen äußerst gewaltthätigen, Tag und Nacht über Unheil brütenden Dämon, sondern auch als einen feinen verschlagenen Kopf, der identisch mit Locke, dem schlauen ränkevollen Aßen der Scandinavier, den Mutterwitz, wie

man zu sagen pflegt, mit Löffeln gegessen hat. Ihn werden alle Weisheitsregeln und klugen Sprüche, die im Thale gang und gäbe sind, in den Mund gelegt und die Leute behaupten, wer den wilden Mann betrügen will, muß schlauer als neun Katzen sein.

Drei Dirnen waren einmal beschäftigt, ein Roggenfeld zu schneiden, als sie mit ängstlicher Eile einen ganzen Schwarm saliger Fräulein an ihnen vorüber dem nahen Walde zu fliehen sahen. Sie baten die Schnitterinnen mit flehentlichen Worten sie ja nicht zu verrathen, wenn etwa der wilde Mann nach ihnen fragen sollte.

Gleich darauf stürmte der Unhold heran und heulte der Ersten von den Dirnen zu:

„Hast Du nicht Berchten gesehen?“ So werden die saligen Fräulein auch genannt.

„Die Base Bertha sitzt daheim hinter'm Ofen und spinnt!“ entgegnete diese mit schlauer List.

„Sind nicht Holden hier vorbei?“ (Holden von Holda hergeleitet) so schnauzte er die Zweite an.

Diese stellte sich aber übelhörig und erwiederte: „Ja, aus den Halmen gibt es Streu.“

Wüthend stampfte der Fürchterliche mit seinem Fuße auf die Erde, daß sie ringsum erbebte, und brüllte der Dritten zu:

„Ich frage, wo die Saligerinnen hin sind?“

„Fort mit'm Wind!“ bekannte endlich diese hochaufathmend, weil sie zu ihrer großen Freude und Beruhigung gewahrte, daß die Verfolgten bereits einen



Edgar. Meyer pinx^t.

Lichtdruck v. A. Grall.



geheiligten Baum im nahen Forste erreicht hatten, wo sie vor allen Nachstellungen geborgen waren.

Alle drei von diesen wackern Dirnen bekamen bald darauf angesehene Freier und die saligen Fräulein ließen es an reichen Spenden zur Aussteuer nicht fehlen.

Es hat sich wohl auch zugetragen, daß eine oder die andere von diesen lieblichen Waldjungfrauen irgend einem Menschenkinde ihre besondere Zuneigung schenkte und in ein förmliches Liebesverhältniß zu ihm trat; dann verließ sie ihren Aufenthalt im kühlen schattigen Haine und den Kreis ihrer Schwestern, um Beides mit der Gesellschaft des geliebten Erdensohnes zu vertauschen — jedoch kaum auf allzulange Zeit, denn ihre Liebe, zart und duftig wie die Rose des Waldes, welkte hin in einem einzigen rauhen Luftzuge und selten nur vermochte ein Irdischer sie zu erfassen und zu begreifen in ihrer ganzen Innigkeit und Tiefe.

Am Graunsee, gerade dort, wo der Raienbach mit seinem scharfen Gefälle tosend in sein Becken stürzt, stand ehemals ein niedriges, ärmlich aussehendes Waldhäufel, der Tannhof genannt. Ein alter Bauer hauste darauf mit seinem einzigen Kinde, einem engelschönen Dirndl von etwa achtzehn Sommern. Beide standen bei den Leuten in einem sonderbaren Rufe — ihn nannten sie den verheixten Peregrin und seine Tochter das Wunderkind.

Freilich war an dem Paare Auffallendes genug, um diese Beinamen einigermaßen zu rechtfertigen: der

Tannhöfner war ein hochgewachsener hagerer Mann, mit eisernen Gesichtszügen und einem unbeugbaren abstoßenden Ernste in seinem ganzen Wesen. Niemand konnte sich rühmen ihn je einmal lachen gesehen zu haben, und mit seinen Worten war er karger als der Geizhals mit seinen Goldfächsen; wenn aber irgend Jemand einen Rath oder Beistand bedurfte, so brauchte man sich nur an ihn zu wenden, denn seine Welterfahrung und sein durchdringender Verstand waren unerschöpflich und seine Rathschläge und Auskunftsmittel schlugen nie fehl.

Der sonderbare Mann war nicht in der Gegend geboren, und Niemand wußte anzugeben, wo er eigentlich herkam; er war vor etlichen zwanzig Jahren als ein junger Geselle ins Thal hereingekommen, und hatte das kleine ärmliche Anwesen mit den wenigen Grundstücken angekauft, allwo er ein einsames abgeschlossenes Leben führte und mit Niemanden etwelchen Umgang pflog, als mit einer schönen unbekannten Dame, welche von Zeit zu Zeit im Tannhose auf Besuch erschien und von der die Nachbarn munkelten, daß sie zum Geschlechte der Saligen gehöre, welche auf den Spitzerhöhen ihren Wohnsitz hatten. Aber auch dieser Verkehr hörte nach etlichen Jahren auf, dagegen wuchs im Tannhof ein feines Dirndlein heran, das dahin gekommen war, kein Mensch wußte auf welche Weise. Hanna, so hieß es, war aber in der That ein wahres Wunderkind, eine Blume, die nicht heimisch war auf diesen rauhen Halden; schlank wie die Silberpappel und zart wie die schwanke Lilie des Sees war die Gestalt der sich entwickelnden

Jungfrau und ihr niedliches Gesichtchen von reichem lichtblondem Haargeflechte wie mit einem Heiligenschein umwoben, war kaum angehaucht von der Glut der Rose, während ihre großen seelenvollen Augen die Farbe und den durchsichtigen Glanz des südlichen Himmels hatten. Scheu und schüchtern wie das Reh des Waldes mied sie ängstlich jede Gesellschaft und der Umgang mit den Menschen schien ihr eine Qual zu sein, dagegen suchte sie gerne die wildesten Regionen des Forstes auf, wo sie oft tagelang einsam umherstrich und bunte Kränze flocht von den Blumen der Halben, die sie am Gezweige der Bäume aufhing.

Kein Wunder also, wenn die Leute das seltsame Kind mit sonderbaren Blicken betrachteten und dreist behaupteten, das Dirndl im Tannhof sei kein Wesen von rein menschlicher Natur.

Etwa hundert Schritte von Peregrins Behausung entlegen besand sich eine felsichte Bucht, von einem wilden Kirschbaum überschattet. Das einsame Plätzchen, mit feinen trauten, schwellenden Moossitzen und der freien Aussicht über See und Gebirge, war Hanna's Lieblingsaufenthalt. Hier, wo das Waldröslein in seiner glühendsten Pracht sich entfaltete und das bescheidene Sinngrün sich anmuthig emporwand an Baum und Steingewände, weilte sie so gerne in ihre eigenthümlichen Träumereien versunken, oft bis der Mond über den dämmernden Binnen der Wildweisspize heraufstieg und sein Silberantlitz tauchte in die schweigende Fläche des See's.

Dann sank sie wohl zurück auf das Moos zu einem kurzen leisen Schlummer und ein lichter beseligender Traum umschwebte ihre Sinne: anmuthige Mädchen-gestalten in schneeweißen Gewändern stiegen vom Gebirge hernieder und schlossen einen lustigen Kreis um sie und ein hohes engelgleiches Weib mit einer funkelnden Krone im goldenen Lockenhaare neigte sich auf sie herab und flüsterte mit einer Stimme, weich und schmelzend wie der Schlag der Nachtigall im abendlichen Haine:

„Schlaf sanft, schlaf gut

Du Tochter mein,

Die Mutter wacht

Am Lager dein,

Sie herzt Dich, und

Sie küßt Dich ein

Im lichten linden

Mondenschein;

Gedulde Dich —

Bald kommt die Zeit,

Dann schwebst auch Du

Im Schwanenkleid,

Dann bist Du frei,

Dann wohnen wir

Auf stiller Höh'

Zusammen hier!“

Am entgegengesetzten Ende des See's, dem Tannhof gerade gegenüber, lag das stattliche Gehöfte des Gründnerbauern, zum Hofe Arlund gehörig, dessen einziger Sohn

auf der Junsbrucker Universität seine Studien machte, weil er eben keinen sonderlichen Gang bezeigte, in des Vaters Fußstapfen zu treten und Landmann zu werden. Franz war ein aufgeweckter und talentvoller Jüngling, vom reinsten Gemüthe und voll wahrer Begeisterung für alles Schöne und Edle, nur war sein Geist etwas überspannt und excentrisch, und führte ihn gerne über die Schranken des Gewöhnlichen hinaus in jene Regionen, wo jeder Pfad verschwindet und der arme Menschenverstand irrend umherstreift im Nebelmeere der Unendlichkeit. Als er im Spätsommer nach vollendetem Schuljahre auf Ferien nach Hause kam, trieb ihn ein heimlicher unwiderstehlicher Drang, mit den einsamen Bewohnern des Tannhofes Bekanntschaft anzuknüpfen, von denen er so viel Sonderbares schon in früheren Jahren gehört hatte, und sei es nun, daß der Peregrin in Wirklichkeit nicht halb so abstoßend und unzugänglich war, wie die Leute behaupteten, oder daß er an dem Studenten sein besonderes Wohlgefallen fand, der Besucher wurde freundlich, ja sogar herzlich von ihm aufgenommen und Franz war bald so heimisch im Tannhofe wie in seinem eigenen Hause.

Auch Hanna, das Wunderkind, bezeigte sich dem hübschen, romantisch gesinnten Musensohn nichts weniger als abhold; ihre Schüchternheit verschwand in seiner Nähe allgemach, wie der Winterschnee in der lauen Märzsonne, und bald herrschte zwischen Beiden jenes zarte, stillschweigende Einvernehmen, jene Harmonie der Seelen, die einem förmlichen Liebesbunde gewöhnlich

voranzugehen pflegt. Wohl entging dem Scharfblicke Peregrins dieses aufkeimende Verhältniß keineswegs, allein er mochte nicht in entschiedener Weise dazwischen treten, obwohl er sich so seine eigenen Gedanken darüber machte, die er auch seinem Gaste gelegentlich nicht verhehlte.

„Du dauerst mich, Franzl!“ sagte er eines Tages, während er den Studenten bei der Hand nahm und ihm ernst und wehmüthig ins Gesicht schaute, „ich sehe wohl, daß Dir die Hanna von Tag zu Tag fester ans Herz wächst und daß Du am Ende gar nicht mehr existiren wirst können ohne sie, und doch ist keine Aussicht da, daß Du sie je einmal als dein Weib besitzen kannst — d’rum möcht’ ich Dir als aufrichtiger redlicher Freund rathen, schlag’ Dir das Dirndl aus’m Kopf, und stell’ deine Besuche bei uns, je eher, je lieber ein, vielleicht gelingt’s Dir noch dieser Leidenschaft Meister zu werden und die G’schicht zu vergessen!“

„Oh’ ich das thue, soll mich der See verschlingen,“ entgegnete stürmisch der Jüngling, „und warum soll auch die Hanna nicht die Meinige werden, wenn ihr wie mir darum zu thun ist, daß wir zusammenkommen — hab’ ich doch Zeug und Sachen genug zu erwarten, und heute noch, wenn ich’s Studium auf’n Nagel hängen will, übergibt mir mein Vater das ganze schöne Anwesen und ich kann dann schalten und walten damit als mein eigener unabhängiger Herr.“

Ein trübes Lächeln spielte um Peregrins Mund, als er diese offene und entschiedene Rede vernahm, und

lange verweilte sein ernstes wohlwollendes Auge auf den erregten flammenden Zügen und der freien kräftigen Gestalt des Studenten, den er wie einen Sohn lieb gewonnen hatte; endlich sagte er mit leiser aber betonter Stimme:

„Es gibt so Manches zwischen Himmel und Erde, was wir arme Menschenkinder nicht fassen und begreifen können; wo aber unser kurzer Verstand nicht ausreicht, müssen Glaube und unbedingte Ergebenheit in eine höhere Schickung uns leiten, und vor Irrwegen und Verzweiflung bewahren — ich kann und darf Dir nicht mehr sagen, als was ich Dir bereits eröffnet habe, daß meine Hanna dein Weib nicht werden kann und daß eine schnelle Trennung für Dich und sie besser wäre, als die Sache zum Aeußersten kommen zu lassen.“

„Nun so soll sie selber reden!“ rief der Franz, indem er auf die soeben eintretende Jungfrau zueilte und sie heftig bei der Hand ergriff. „Hanna, sag mir, liebst Du mich so heiß und innig, wie ich Dich liebe?“

„Ich liebe Dich so heiß und innig, wie Du mich liebst, mein Franz!“ entgegnete sie mit sanftem Erröthen während sie bald den Vater, bald den Geliebten fragend anschaute.

„Und willst Du mir in mein Haus folgen und mir gehören für immer?“ ergänzte er mit einem glühenden, seelenvollen Blick. — Hanna's liebliches Antlitz wurde abwechselnd blaß und roth, und ihre zarte Gestalt begann zu zittern und zu wanken wie das Schilf im See, wenn ein plötzlicher Windstoß darüberfährt; bald aber

hatte sie ihre Fassung wieder errungen und mit Festigkeit entgegnete sie: „Begnüge Dich mit meiner Zuneigung, Franz! und verschließe jeden andern Wunsch in deiner Brust, sonst müssen wir uns zu dieser Stunde trennen, und wir werden uns im ganzen Leben nicht wiedersehen! Sei frohen Muthes,“ setzte sie tröstend hinzu, indem sie den Geliebten zärtlich mit beiden Armen umschlang und ihm theilnehmend und innig ins betrübte Antlitz sah, „unsere Liebe soll rein und makellos bleiben, wie der frisch gefallene Schnee auf der Halde und unvergänglich wie die wandelnden Sterne am Himmel — eine Blume, deren Duft nie verfliegt, deren Blüthe kein Winterfrost zerstört!“

* * *

Die Ferienmonate gingen allgemach zu Ende und mit ihnen die letzten Tage des Sommers, als an einem schönen Nachmittage ein Hirte mit seiner Krücke auf den Schultern von der Spinzeralpe herunterstieg, um Butter und Käse in das Thal hinab zu schaffen. Wie er nun gerade an der hohen Lerche oben auf der Wetterfcheide vorüberkam, vernahm er eine sanfte weibliche Stimme, die ihm über'n Berg herüber zurief:

„Mann Fochtrager! Mann Fochtrager! sag dem Peregrin im Tannhose: Stuka=Muka soll eilig kommen, Hoch=Kinda, die Mutter, sei gestorben und die Schwestern sind jetzt ohne Königin, sie harren ihrer bis zum Morgenthau!“

Der Aelpler unterließ nicht die aufgetragene Botschaft getreulich auszurichten. Hanna schrie laut auf,

als sie selbe vernahm und brach in einen verzweifelungs- vollen Jammer aus, während der Vater, der ernste, eiserne Mann in einen Stuhl zurücksaß und sein Gesicht in beide Hände begrub, um die überströmenden Thränen zu verbergen.

Am selben Abende, etwa um die sechste Stunde, gab Hanna ihrem Franz die letzte Zusammenkunft an ihrem Lieblingsorte unter'm wilden Kirschbaume, der trauernd seine gelben Blätter dem Spiel der Winde überließ. Die Luft war bewegt und herbstlich kühl und um den Weißfogel scharte sich graues Schneegeföber, während das trübe, ungewisse Licht eines Neumondes am westlichen Himmel flimmerte, von dufstigen Dämmerwolken umgeben, die vom Sturme gepeitscht daran vorüberflogen.

Der Student war in seinem Rahne über den See gekommen, der nun lose angebunden auf den wild bewegten Wogen hin- und herschaukelte, während sein Eigenthümer in trübseiger Stimmung auf einem bemoosten Steine zu Füßen der Dirne saß und ihr bang und fragend in das schöne Antlitz sah.

Hanna, nach gewohnter Weise das Köpfchen auf die rechte Hand gelehnt, schaute ernst und gedankenvoll hinaus in die dämmernde Abendlandschaft und in ihren tiefblauen Augensternen zitterte eine Thräne und rollte langsam über die blassen Wangen herab.

„Es muß was vorgefallen sein!“ brach endlich der Student heraus, das bange Schweigen unterbrechend, das zwischen den Beiden geherrscht hatte; „o sag' mir

wenigstens, Hanna, warum Du so traurig bist und was diese Thräne bedeutet, die ich in deinen lieben Augen sehe.“

„Sie bedeutet unsere baldige Trennung,“ entgegnete sie mit sanfter Resignation, indem sie ihm ihre feingeformte schneeweiße Hand hinreichte; „wenn der Reif die Wiesen deckt und das letzte Laub von den Bäumen rauscht, wird deine Hanna nicht mehr hier sein, aber ihre Liebe wird Dich begleiten durch das ganze Leben, sie wird Dich umschweben wie ein beseligender Traum und deine einsamen Wege erleuchten, bis wir uns dereinst wieder sehen, in einer andern Gestalt und in andern Welträumen.“

In diesem Augenblicke hallte ein Chor weicher, klagender Mädchenstimmen vom Berge herunter; Hanna bebte zusammen und horchte hoch auf; die Stimmen klangen so wunderhold durch die dunkle Dämmerungsstunde, so tief ergreifend, daß Beide, in sprachloses Staunen versunken, ihnen lauschten bis die letzten Töne im Winde verklungen waren, und eine tiefe, geisterhafte Stille eintrat.

„Was war das?“ rief Franz hochaufathmend; „träumen wir, oder gehen himmlische Geister um auf den Höhen?“

Hanna hatte sich erhoben, ihr Busen wogte ungestüm und aus ihrem marmorbleichen Antlitz strahlten die Augen in erhöhtem, fast überirdischem Glanze.

„Franz,“ sagte sie, den Jüngling mit heißer Blut umfassend, „wir müssen scheiden, die Mutter ist todt und

die Schwestern rufen mich, ich muß mit ihnen ziehen, denn meine Stunde ist gekommen.“

Sie drückte den ersten, den einzigen Kuß auf seine Lippen, schaute ihn mit einem Blicke unsäglicher, namenloser Liebe an und weg war sie, als hätte der Wind sie von hinnen gefegt.

Franz war wie niedergebunnert. Den Kopf in beide Hände begraben, verharrete er in stummer Verzweiflung, über sein düsteres Schicksal brütend, als ihn plötzlich Jemand auf die Schulter klopfte und im letzten Zwielichte der Dämmerung der Tannhöfster vor ihm stand.

Das Gesicht des alten Mannes war wenn möglich noch ernster als gewöhnlich und eine tiefe Blässe bedeckte seine gefurchten Wangen, während aus seinen Augen ein edles Feuer leuchtete.

„Franz,“ sagte er mit seltsam bewegter Stimme, indem er ihm seine hagere Rechte darbot, „wir Beide haben heute für immer verloren, was uns das Liebste war auf der Welt; Hanna, das Wunderkind, die mein und dein Augapfel war, das theuerste Vermächniß eines himmlischen Weibes, ist ihrer Mutter nachgefolgt, wir werden sie nicht wieder sehen. Doch wollen wir uns als Männer fassen und die Trennung mit dem Muth einer starken, tugendhaften Liebe ertragen, bis wir uns einst im Reiche der Geister, so Gott will, froh und selig wieder zusammen finden.“

*

*

*

Die einbrechende Nacht war eine äußerst stürmische; Franz trieb in seinem Rahne über den See, der ungestüm in seinem engen Becken tobte und brauste; ohne ein Ruder zu regen überließ er sich und sein Fahrzeug den wild schäumenden Wogen, die es bald da-, bald dorthin schleuderten und zischend über sein niedriges Bord hereinschlugen.

Finsteres Gewölke hing schwer über's Gebirge herein, der Nordwind blies heulend aus allen Schluchten und der wilde Mann jagte Thal aus und ein und hielt eine grimmige Heze.

Des andern Morgens spühlte der See unweit dem Tannhose eine Leiche an den Strand, es war der entseelte Körper des unglücklichen Studenten, der in den wild empörten Fluten seinen Tod gesucht und gefunden hatte. Der würdige Peregrin bereitete ihm ein stilles Ruheplätzchen unter'm wilden Kirschbaume am See, wo er die letzte Zusammenkunft gehabt hatte mit seiner unaussprechlich geliebten Hanna, und am nächsten Morgen lag ein Kranz der schönsten Waldblumen darauf, von unbekanntem Händen hingelegt als einzige Bier und Gedenschrift.

Die Saligen waren auch die Beschützerinnen des Wildes und den Jägern deßhalb sehr gram. Wenn ein Reh oder eine Gemse oft schon zum Schusse stand, so kam plötzlich ein durchdringender Ruf aus dem Walde, oder vom Berge herunter, und verscheute das Opfer, dem Nimrod das leere Nachsehen lassend.

Unweit des Schwarzsees hatte einmal ein Jäger von Martinsbrugg auf ein junges Reh geschossen, und folgte durch das dichte Gestrüppe der Spur des verwundeten Thieres. Er gelangte auf eine Waldlichtung, wo er dasselbe zu Füßen einer schönen blaffen Jungfrau liegend fand, die gerade beschäftigt war, dem Thierchen die Wunde auszuwaschen und einen Verband von heilsamen Kräutern anzulegen. Als der Jäger heran kam und mit roher Faust sein Opfer ergreifen wollte, erhob sich die Jungfrau mit zornfunkelnden Augen und sagte, ihm ihre schneeweiße Hand entgegenstreckend:

„Laß ab, laß ab —

Der nächste Mond bescheint dein Grab!“

Und so war es auch. — Noch ehe der Mond sich erneute, hatte die Kugel eines Wilderers dem Jäger das Lebenslicht ausgeblasen.

Das Edelweiß war die Lieblingsblume der Saligen, und wenn sie in heitern Mondnächten an den Gestaden des einsamen Alpsees ihren Reigen hielten, trugen sie stets einen Kranz von diesen Blumen im dunklen Lockenhaar und die den schönsten hatte, war die Königin.

Im Münsterthale ist es ehemals öfters geschehen, daß sie Bräuten, die sich ihrer besonderen Günst erfreuten, am Hochzeitabende kunstvoll geflochtene Brautkronen von Edelweiß und Raute in das Haus sandten, und wo ein unschuldiges Kind starb, schmückten sie den frischen Grabhügel nachts, selbst im rauhesten Winter,

mit Gewinden aus Zweigen der Edeltanne, darin Sterne von Edelweiß zierlich eingeflochten waren.

Die letzten von den saligen Fräulein, so meldet die Sage, wurden noch in unserem Jahrhunderte gesehen; sie fanden sich als schneeweiße Tauben bei einem Getreideschnitte in den Graunfeldern ein und trugen in ihren Schnäbeln das verfliegende Korn zusammen; allein bald stieß der wilde Mann in Gestalt eines grimmigen Raubvogels unter sie und sie zerstoben wie G'stäub in der Sonnen.

Mit ihnen ist auch der wilde Mann aus der Gegend verschwunden, doch glauben die ehrlichen Wintschger sein dämonischer Geist sei in die Advokaten und Winkel-schreiber gefahren, welche Tag und Nacht nur sinnen und trachten, den gemeinen Mann zu bethören und ihm den letzten Blutkruzer aus der Tasche zu practiciren.

